Badische Biographien

Friedrich Otto Aristides von Weech, ...



Badische Biographien

V. Teil • 1891—1901

Im Auftrage der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

Fr. von Weech und A. Krieger

Band I (Seite 1—320)



Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 97.

Vorwort.

Über dreißig Jahre sind verflossen, seitdem, 1875, die beiden ersten Teile der Badischen Biographien erschienen sind, eines Werkes, das seine Entstehung der Absicht verdankte, das Gedächtnis hervorragender Badener späteren Zeiten zu erhalten. Die lebhafte Teilnahme, die das Unternehmen damals in weiten Kreisen fand, ermöglichte es, daß bereits im Jahre 1881 ein dritter Teil und 1891 ein vierter folgen konnten. Im Oktober 1900 beschloß dann die Badische Historische Kommission in ihrer XIX. Plenarsitzung, die Fortführung der Badischen Biographien in ihr Programm aufzunehmen, und beauftragte gleichzeitig den Begründer und ersten Herausgeber derselben, Geh. Rat Dr. Fr. von Weech, sowie den Unterzeichneten mit der Veröffentlichung eines weiteren fünften Teiles, der die Jahre 1891 bis 1901 umfassen sollte. Die Ausgabe dieses Teiles erfolgte in einzelnen Heften, deren erstes im Jahre 1904 herauskam.

Herrn Geh. Rat von Weech war es nicht beschieden, den Abschluß des Bandes zu erleben, auf den er viel Zeit und Mühe verwendet hatte und dem noch die Arbeit der Wochen unmittelbar vor seinem Hingange gewidmet war. Am 17. November 1905 schied er aus dem Leben, als eben die letzten Bogen sich unter der Presse befanden. Eine eingehende Würdigung seiner vielfältigen Verdienste um die Pflege der geschichtlichen Studien in Baden muß einem späteren Bande vorbehalten bleiben.

Die Grundsätze, welche bei der Herausgabe des fünften Teiles der Biographien maßgebend waren, sind die gleichen wie bei den früheren Bänden; das Vorwort zum ersten und zum dritten Teil gibt hierüber die nötigen Erläuterungen. Neu hinzugekommen ist im vorliegenden Bande eine Totenliste, in welche solche Personen verwiesen sind, deren Aufnahme in die Biographien selbst aus irgendeinem Grunde nicht angängig erschien, die aber doch nicht ganz übergangen werden konnten.

Karlsruhe, im März 1906.

A. Krieger.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Herr Dr. Albert, Archivrat in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Autenrieth, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Bartels, Schriftsteller in Weimar.
Herr Dr. Bassermann, Geh. Kirchenrat und Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Baumeister in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Baumgarten, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Bechtel, Kirchenrat in Durlach.
Herr Dr. Bernstein, Professor in Halle a. S.
Herr Birkenmayer, Landgerichtsrat in Freiburg i. Br.
Herr Boeckh, Rechtsanwalt in Karlsruhe.
Herr Brauer, Hofrat und Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Buhl, Geh. Hofrat und Professor in Heidelberg.
Herr Buisson, Landgerichtsrat a. D. in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Cathiau, Rektor a. D. in Überlingen.
Herr v. Chelius, Geh. Rat in Karlsruhe.
Herr Clauß, Geh. Hofrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Davidsohn in Florenz.
Herr † Dr. Deurer, Ökonomierat in Karlsruhe.
Herr Dietz, Reichsgerichtsrat in Leipzig.
Herr Dr. Dreßler, Geh. Medizinalrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Freiherr v. Dusch, Exzellenz, Staatsminister in Karlsruhe.
Herr † Dr. Ehrensberger, Professor in Bruchsal.
Herr Dr. Eisele, Geh. Hofrat und Professor in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Emmerling, Professor in Kiel.
Herr Dr. Emminghaus, Syndikus der Handelskammer in Mannheim.
Herr Dr. Fecht, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Frankhauser, Archivassessor in Karlsruhe.
Herr Dr. Frommel, Hofdiakonus in Karlsruhe.
Herr Dr. Gernandt, Professor in Heidelberg.
Herr Gerwig, Privatmann in Pforzheim.
Herr Dr. Goldschmit, Professor in Karlsruhe.
Herr Haape, Geh. Regierungsrat in Baden-Baden.
Herr † Haaß, Professor in Karlsruhe.
Herr Hartmann, Kunstschriftsteller in München.
Herr Dr. Hausrath, Geh. Kirchenrat und Professor in Heidelberg.

Herr Hoffacker, Direktor der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe.
Herr D. Dr. Hönig, Stadtpfarrer in Heidelberg.
Herr Freiherr von Hornstein, Hofjunker und Referendär in Berlin.
Herr Dr. Jellinek, Hofrat und Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Kah, Rechtsanwalt in Karlsruhe.
Herr Dr. Kilian in Karlsruhe.
Herr Dr. Knecht, Weihbischof in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Krafft, Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Krafft, Fabrikant in Fahrnau.
Herr Krafft, Kommerzienrat in Schopfheim.
Frau Elise Kratt-Harweng in Baden-Baden.
Herr Krauß, Pfarrer in Scherzingen.
Herr Kreuzer, Erzbisch. Justitiar in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Krieg, Geistl. Rat und Professor in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Leber, Geh. Rat und Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Levy, Baurat und Professor in Karlsruhe.
Herr Lewald, Geh. Rat und Präsident des Verwaltungsgerichtshofes in Karlsruhe.
Herr Dr. Loening, Professor in Jena.
Herr Freiherr Marschall v. Bieberstein, Exzellenz, Präsident des Großh. Ministeriums des Großh. Hauses und der Auswärt. Angelegenheiten in Karlsruhe.
Herr Dr. Martin, fürstenberg. Geistl. Rat und päpstl. Geheimkämmerer in Heiligenberg.
Herr Dr. Marx, Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Mayer, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Mayer, Pfarrer und Dekan in St. Georgen.
Herr Freiherr von Mensi-Klarbach, Redakteur in München.
Herr Mittermaier, Medizinalrat in Heidelberg.
Herr Dr. v. Öchelhäuser, Geh. Hofrat und Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Oster, Geh. Hofrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Pfaff, Professor und Bibliothekar in Freiburg i. Br.
Herr Reinfried, Pfarrer in Moos.
Herr Dr. Riezler, Professor in München.
Herr Freiherr Rüdt v. Collenberg, Landgerichtsdirektor in Karlsruhe.
Herr Dr. Freiherr v. Rüpplin, Landgerichtsrat in Konstanz.
Herr Dr. Sauer, Privatdozent in Freiburg i. Br.
Herr Freiherr Schilling v. Canstatt, Ingenieur in Karlsruhe.
Herr Dr. Schleiermacher, Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Schneider, Geh. Rat, Präsident a. D. des Oberlandesgerichts, Exzellenz, in Karlsruhe.
Herr Schreiber, fürstl. leiningischer Kammerdirektor in Amorbach.
Herr Dr. Schrörs, Professor in Bonn.
Herr Dr. Schwörer, Badearzt in Badenweiler.
Herr Dr. Sopp in Karlsruhe.
Herr Stahl, Baurat in Karlsruhe.
Herr Dr. Steinmann, Hofrat und Professor in Freiburg i. Br.

Herr † Stutz, Geh. Rat in Karlsruhe.
Herr Süpfle, Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Thorbecke, Geh. Hofrat in Heidelberg.
Herr Dr. Tumbült, Archivrat in Donaueschingen.
Herr Dr. Turban, Hofrat in Davos.
Herr Dr. Walter, Professor in Mannheim.
Herr Dr. Weill, Rechtsanwalt in Karlsruhe.
Herr Weingärtner, Geh. Oberregierungsrat in Karlsruhe.
Herr Weiß, Pfarrer in Meersburg.
Herr D. Dr. Wielandt, Geh. Rat, Präsident a. D. des evangel. Oberkirchenrats, Exzellenz, in Karlsruhe.
Herr Dr. Wille, Oberbibliothekar und Professor in Heidelberg.
Herr Winter, Universitätsbuchhändler in Heidelberg.
Herr Dr. Witkowski, Professor in Leipzig.
Herr Wittmer, Forstrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Wunderlich, prakt. Arzt in Karlsruhe.
Herr Zehnter, Landgerichtsdirektor in Offenburg.
Herr † Zittel, Staatsrat und Ministerialdirektor in Karlsruhe.

Inhalt des fünften Teiles.



Eifer annahm. Das Jahr 1845 führte Weickum als Pfarrer nach Ziegelhausen, von wo aus er mit Rat Friedrich Schlosser auf Stift Neuburg und dem Gelehrtenkreis, der bei diesem Mäcen der Kunst und Wissenschaften verkehrte, in nahe Beziehungen trat. In Ziegelhausen, wo die revolutionäre Bewegung im Jahre 1848 hoch ging, war es, wo Weickum sich als treuer und wachsamer Hirte bewies, der auf seinem Posten blieb und selbst persönliche Lebensgefahr nicht scheute, als es galt, seine Herde vor Verführung zu bewahren. Zur Charakterisierung der Verhältnisse, unter denen sich seine Treue bewährte, dient die Tatsache, daß eine zügellose Rotte ihn einmal eine ganze Nacht hindurch in seinem Pfarrhause belagerte und bedrohte. Im Frühjahr 1848/49 als Hausgeistlicher an die Heil- und Pfleganstalt Illenau berufen, wirkte er daselbst vier Jahre lang mit großem Eifer; die Pastoration der Kranken fand er, so schwierig dieselbe auch war, doch „lehrreich, sehr nützlich für psychologische Erfahrungen und sehr lohnend an vielen der Kranken, welche die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit und Fürsorge mit aufrichtigem Danke erwiderten". Im Jahre 1853 erfolgte die Ernennung Weickums zum Pfarrer von Beuren und Hausgeistlichen des Klosters Lichtenthal. Zwei Werke von dauerndem Werte sind in Lichtenthal mit seinem Namen verknüpft: Die Berufung der daselbst noch jetzt segensreich wirkenden Krankenschwestern und der Neubau der Pfarrkirche. Eben war der letztere in Angriff genommen, als Pfarrer Weickum von Erzbischof Hermann von Vicari zum Domkapitular und Pfarrrektor der Münsterkirche in Freiburg ernannt wurde. Nach dem Tode des Domdekans Fr. Schmidt wurde Weickum am 4. Januar 1886 vom Metropolitankapitel zum Domdekan und am 10. April 1886, nach dem Tode des Erzbischofs Orbin, zum Erzbistumsverweser gewählt; am 2. Juli 1886 wurde ihm von Papst Leo XIII. die Würde eines apostolischen Protonotars und Hausprälaten verliehen. — Prälat Weickum, von inniger Liebe zur Kirche, deren Diener er war, erfüllt, bewies sich in allen seinen hervorragenden Stellungen als Mann hoher Einsicht und energischen Wollens; wo immer es galt, für die Erhaltung der Religion tatkräftig und mutig einzutreten, war er stets auf dem Platze. Natürlich zog er sich dadurch gar manche Ungunst zu. Doch nicht nur von kirchlicher, sondern auch von staatlicher Seite wurden seine Verdienste gewürdigt und ihm Ehrungen in Gestalt hoher Orden von seinem Landesfürsten, sowie von Kaiser Wilhelm I. zuteil. Auf sozialem Gebiete war Weickum hauptsächlich in der Stellung als Diözesanpräses der katholischen Gesellenvereine der Erzdiözese

Freiburg tätig. Das reiche und zugleich überaus praktische Wissen, seine Erfahrungen, sein tiefes Gemüt, sein stets würdevolles und dabei doch herablassendes Benehmen flößten den jungen Männern tiefe Hochachtung ein, so daß sie mit innigster Verehrung an ihrem Diözesanpräses hingen und dessen ernste Lehren und wohlgemeinten Ratschläge dankbar annahmen. Nahezu 25 Jahre bekleidete Weickum zu großem ethischen und materiellen Vorteile der Vereine das mühevolle Amt des Diözesanpräses. — Prälat Weickum besaß eine hohe dichterische Veranlagung, wie die von ihm verfaßten Dramen zeigen. Durch seine im Jahr 1861 herausgegebenen „Dramatischen Bilder" wollte er, wie die Vorrede besagt, das wahre und eigentliche Volkstheater, wie es im Mittelalter bestand, erneuern und ausgestalten. Die meisten Stücke sind, wenngleich der Humor nicht fehlt, dem Grundzug nach ernst, weil darauf berechnet, das Wissen durch Vorführung anderer Zeiten und Sitten zu bereichern und die sittliche Ausbildung durch Vorführung edler, großer, uneigennütziger Charaktere, sowie deren Antipoden zu fördern, und so für das Edle zu begeistern und vor dem Niedrigen und Gemeinen Abscheu zu erwecken. Weickum schrieb „für des Wissens Erweiterung und des Lebens Erheiterung". Von besonderer Schönheit sind seine „biblische Dramen", in welchen er bei feinster Charakterzeichnung den dichterischen Grundgedanken in geistreicher Weise zu harmonischer Entwicklung bringt. Weickum entfaltete überhaupt eine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit. Schon als Student schrieb er vorzügliche Aufsätze, so eine Erklärung des Ave Maria für die homiletische Zeitschrift „Philothea". Im Jahr 1846 publizierte er eine Widerlegung von Gervinus in Heidelberg, dem Verteidiger des Deutschkatholizismus; einige Jahre später erschien seine Schrift über das hl. Meßopfer, welche mehrere Auflagen erlebte. Zum vierten Centenarium des Markgrafen Bernhard von Baden verfaßte Weickum eine kleine Festschrift: „Bernhard der Heilige, Markgraf von Baden, ein Lebensbild" (Baden 1858). Die asketische Literatur verdankt ihm ferner die „Klosterreden", hervorgegangen aus den Ansprachen, die Weickum als erzbischöfl. Kommissär mehrerer Frauenklöster gehalten, und das in drei Auflagen erschienene Erbauungsbuch «Beata quae credidisti», worin er die Grundlehren des Glaubens leicht faßlich darstellt und vorzüglich begründet. — Nachdem Prälat Weickum am 5. September 1890 in geistiger und körperlicher Frische sein 50jähriges Priesterjubiläum gefeiert, erlitt er einige Zeit später mehrfache Schlaganfälle, die, wenn sie auch seinen Geist nicht trübten, ihm doch das

Sprechen sehr erschwerten. Nach geduldig ertragenen Leiden starb Weickum am 20. Februar 1896 und wurde von Meistern des Handwerks, die aus dem Gesellenvereine hervorgegangen, zu Grabe getragen. Über sein gesamtes, nicht unbeträchtliches Vermögen hatte Weickum zu charitativen Zwecken verfügt. (Vergl. Freib. Katholisches Kirchenblatt Jahrg. 1896, Nr. 8 ff. — Hist.-pol. Blätter Jahrg. 1884, S. 92. — Necrol. Friburg. im Freib. Diözesan-Archiv 1900, N. F. Bd. 1, S. 278.)

J. Mayer.

Max Weill,

geboren zu Karlsruhe am 11. April 1832, gestorben daselbst am 18. März 1895, besuchte das Lyceum in Karlsruhe und studierte von 1849 bis 1853 in Heidelberg und Würzburg Medizin. Nach Ablegung der ärztlichen Staatsprüfung und einem einjährigen Aufenthalt in Prag und Wien, wo er an den dortigen Kliniken praktizierte, ließ er sich 1855 in Mahlberg und 1856 in Lahr als praktischer Arzt nieder. Im Jahre 1870 siedelte er nach Karlsruhe über und organisierte bei Beginn des deutsch-französischen Kriegs das Militärlazarett daselbst. Für seine hierbei an den Tag gelegte Umsicht und Energie wurde er durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. Im Jahre 1872 wurde er Stadtarzt und als solcher Mitglied einer Reihe von städtischen Kommissionen. Von 1883 bis 1893 war er als Stadtverordneter tätig, viele Jahre hindurch war er Rechner der Hilfskasse badischer Ärzte und im Jahre 1891 wurde er zum Medizinalrat ernannt. Er war einer der beliebtesten und angesehensten Ärzte der Residenz.

W.

Johann Baptist von Weiß.

Ein hervorragender Gelehrter, dessen Heimat Baden ist, der auch hier seinen Bildungsgang zurückgelegt, im Ausland aber fast ein halbes Jahrhundert seine Lebenskraft dem Dienst der Wissenschaft gewidmet hat, ist der am 8. März 1899 in Graz (Steiermark) verstorbene Historiker Hofrat Dr. Johann Baptist von Weiß, in weiten Kreisen bekannt durch seine 22 Bände umfassende Weltgeschichte. — Weiß wurde geboren am 22. Juli 1820 in Ettenheim. Die Wiege des kaiserlichen Hofrates stand in einem einfachen bürgerlichen Hause, in einer Familie, die wohl

mit Kindern, nicht aber mit Glücksgütern gesegnet war. Sein Vater Ignaz Weiß war Wollstricker und betrieb neben seinem Handwerke noch in mäßigem Umfange die Landwirtschaft. Die Mutter Barbara, geborene Jäger, war eine sehr begabte Frau, von regem Geiste, großer Energie und tiefer Frömmigkeit. Johann Baptist war der älteste unter seinen Geschwistern. Als starker Knabe mußte er frühzeitig bei allen Arbeiten der Landwirtschaft kräftig mit Hand anlegen. Wohl daher mag es kommen, daß sich bei Weiß in seinem ganzen spätern Leben soviel Verständnis und Herz für die Mühe des arbeitenden Landvolkes fand. Die Erziehung zu Hause war eine ernste und religiöse. Beten und arbeiten, Achtung vor kirchlicher und weltlicher Autorität, Bescheidenheit in den Lebensansprüchen, Teilnahme und tätige Hülfe in der Not ärmerer Ortseinwohner war Familientradition. Charakteristisch an dem heranwachsenden Baptist Weiß war seine geistige Regsamkeit, die sich in seiner Lesegier und in einem Verschlingen der verschiedensten Bücher, die dem Schulknaben in die Hände kamen, offenbarte. Die reiche Veranlagung des Knaben erweckte die Aufmerksamkeit von Lehrern und Geistlichen, und es ist dem Rat und der Hülfe des damaligen katholischen Stadtpfarrers zu verdanken, daß der Vater Ignaz Weiß bei seinen nur mäßigen Mitteln und bei seinem Ringen für das Fortkommen der Familie sich entschloß, den ältesten Sohn studieren zu lassen. So kam Johann Baptist Weiß 1833 zunächst an das Gymnasium nach Offenburg und brachte schon am Schlusse des ersten Jahres den ersten Klassenpreis mit nach Hause. Im folgenden Jahre starb aber zu Hause plötzlich der Vater an einem Schlaganfall während des Gottesdienstes, wodurch dem weiteren Gymnasialbesuch ein Ende gesetzt wurde. Als ältester Sohn mußte Johann Baptist nach den Ferien zu Hause bleiben, um die bedrängte Mutter in der Arbeit zu unterstützen. Nur mit Wehmut fügte er sich der Not, aber die Sehnsucht nach den Büchern quälte ihn bei der Arbeit und in der Ruhe. Bewogen durch die Bitten des betrübten Sohnes willigte die opferwillige Mutter dann doch wieder in den Weiterbesuch des Gymnasiums ein, zumal der Sohn mit Stundengeben seinen Unterhalt zum großen Teil verdiente. Das Offenburger Gymnasium absolvierte Weiß mit Auszeichnung und bezog dann 1839 das Lyceum in Freiburg. Den zweijährigen Lycealbesuch beschloß er preisgekrönt. Als Abiturient der Anstalt hielt Johann Baptist Weiß im feierlichen Schlußakt eine vorzügliche lateinische Rede über die in Platos Phädon enthaltenen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele. Spätjahr 1841 begann das Uni-

versitätsstudium in Freiburg. Er hörte philosophische und theologische Vorlesungen. Neben dem Philologen Baumstark und den Orientalisten Hug und Wetzer waren es vorzüglich der Moraltheologe Hirscher und der Dogmatiker Staudenmaier, die großen Einfluß auf den strebsamen Studenten ausübten, besonders machte die Persönlichkeit Hirschers auf den ernst religiösen Weiß tiefen Eindruck. Sein ganzes Leben sprach Weiß mit Verehrung von Hirscher. Staudenmaier hingegen war dem Studenten ein sicherer Führer durch die zeitgenössische Philosophie, durch die Werke von Hegel und Schelling. Das Verständnis der christlichen Philosophie bewahrte Weiß vor der Überschätzung jener Denker, denen damals auf den Hochschulen alles huldigte. Die innerste Neigung trieb ihn aber zum Studium der Geschichte. Nach sechs Semestern in Freiburg setzte ein Sapienzstipendium Weiß in den Stand, noch andere Bildungsstätten aufzusuchen. Spätjahr 1844 zog er nach Tübingen, wo er Kuhn und Hefele hörte, verweilte dann kürzere Zeit in Heidelberg, wo der Historiker Schlosser ihn besonders anzog, und wandte sich dann zu längerem Aufenthalt nach München. Auf der Universität der bayerischen Hauptstadt war gerade damals die Geschichtswissenschaft durch Namen vom besten Klange vertreten. Dort lehrte Friedrich Wilhelm Thiersch, als Kenner des klassischen Altertums hervorragend, Konstantin von Höfler, als Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte bekannt, und der in jeder Beziehung geniale Joseph von Görres. Auch Döllinger stand damals am Beginn seiner besten Periode. Während Weiß noch im Studium begriffen war, wurde ihm eine Lehrstelle für französische und englische Sprache an der höhern Bürgerschule in Freiburg angeboten. Er griff zu, um sich endlich ein gesichertes Einkommen zu verschaffen. Im Spätjahr 1845 bestand er dann in Karlsruhe das Staatsexamen als erster unter zwölf Kandidaten. Dieser glänzende Erfolg bewog die Regierung, Weiß für die akademische Laufbahn zu gewinnen. Bei Mitteilung des Prüfungsresultates erklärte ihm Ministerialrat Christ, es sei der Wunsch der Regierung, Weiß möge sich an der Universität Freiburg als Privatdozent für allgemeine Geschichte habilitieren. Mit diesem Vorschlag war die Zusicherung eines Dozenten-Stipendiums von 600 Gulden verbunden. Weiß erwarb sich noch den Doktorgrad in Freiburg und eröffnete daselbst 1846 seine Vorlesungen über alte Geschichte und im Anschluß hieran über Mittelalter und Neuzeit. Tiefes und umfassendes Wissen, verbunden mit einem schönen und spannenden Vortrag, machte das Kolleg des Dozenten schon in Freiburg zu einem stark besuchten. In dieser Zeit

trat Weiß auch dem dortigen durch seine Geschichte über Papst Gregor VII. und sein Zeitalter bekannten Universitätsprofessor Gfrörer nahe, der auf den jungen Gelehrten einen anregenden Einfluß ausübte. Beide Historiker blieben sich von da an in Freundschaft verbunden. Nach dem Tode Gfrörers besorgte Weiß auch die Herausgabe von dessen literarischem Nachlaß. Wie ihm das Studium selbst Leben und Tat war, so nahm er auch neben seinen eingehenden Arbeiten im Quellenstudium der Geschichte lebendigen Anteil an den politischen Vorgängen jener bewegten Zeit. Es kamen die Jahre 1848 und 1849. Weiß vertrat mit Feuer und Energie den großdeutschen Standpunkt. Als im Jahre 1849 in Freiburg eine Adresse an das Parlament in Frankfurt zustande kam, die sich für ein einiges Deutschland unter Führung Preußens aussprach, entwarf Weiß eine Gegenadresse für ein deutsches Kaiserreich des Hauses Habsburg. Diese Gegenadresse ging mit noch mehr Unterschriften als die erstere nach Frankfurt ab. Von Anfang an war Weiß ein Gegner der Revolution. Als im Jahre 1849 die Republik auch in Freiburg proklamiert wurde, schlossen sich fast alle Universitätsprofessoren derselben an und leisteten den Eid für die neue Ordnung. Weiß verweigerte diesen Eid. Im „Deutschen Volksblatt", das in Stuttgart von dem ihm von Tübingen her befreundeten Florian Rieß herausgegeben wurde, erschienen scharfe Artikel aus seiner Feder gegen das Treiben der Revolutionäre. Diese Korrespondenz nach Stuttgart wurde von den Republikanern mit Verletzung des Briefgeheimnisses aufgegriffen, und im Revolutionskomitee kam der Beschluß zustande, Weiß festzunehmen und ihn nach Rastatt zur Aburteilung zu bringen. Rechtzeitig gewarnt entzog er sich der Gefahr durch nächtliche Flucht nach Stuttgart. Als die preußische Armee in Baden wieder Ordnung geschaffen hatte, kehrte Weiß auf seinen Lehrstuhl in Freiburg zurück. Allgemein wurde er zu seinem mannhaften Auftreten beglückwünscht und auch von höchster Stelle ihm die Anerkennung gezollt. Der friedlichen Lehrtätigkeit erfreute sich der Privatdozent aber nicht lange. Bald bekam er Gelegenheit, eine zweite Probe seines Mannesmutes abzulegen. In Hinsicht seiner entschieden konservativen Haltung wurde Weiß vom Freiburger Stadtrat ersucht, die Redaktion der „Freiburger Zeitung", die damals städtisches Organ war, zu übernehmen. Er leitete dann auch das Blatt seit 1851 mit Besonnenheit im Geiste der großdeutschen Idee. Diese Redaktionstätigkeit fand aber ein jähes Ende durch seine Haltung im Kirchenstreit, der zwischen der badischen Regierung und

Erzbischof Hermann von Vicari über den Trauergottesdienst beim Tode von Großherzog Leopold 1852 ausbrach. Weiß trat in der „Freiburger Zeitung" mit Feuer für die kirchliche Freiheit und deren Vorkämpfer Erzbischof Hermann ein. Infolge dieser Haltung stellte der Minister an den Freiburger Stadtrat das Ansinnen, Weiß der Redaktion zu entheben. Dieser aber trat freiwillig zurück. Weiß bekam außerdem die Eröffnung, daß er in Baden auf eine Anstellung nicht mehr rechnen dürfe, auch sein Dozentengehalt wurde gestrichen. Gereizt durch diese Maßnahmen ließ Weiß das Schreiben des Ministers am Kopfe des Blattes erscheinen und verteidigte scharf sein Recht auf freie Meinungsäußerung. Ein scharfer Artikel eines konservativen schweizerischen Advokaten über das Verhalten der badischen Beamten in der Revolution, der noch unter der Redaktion von Weiß in der „Freiburger Zeitung" erschien, brachte ihm noch einen Prozeß wegen Beamtenbeleidigung und in dessen Verlauf die Verurteilung zu 8 Tagen Gefängnis und 50 Gulden Strafe. Eine Appellation an das Oberhofgericht war vergeblich. Mittlerweile war nun aber Weiß in der Gelehrtenwelt auf dem Gebiete der Geschichte in bester Weise bekannt geworden durch sein Erstlingswerk „Alfred der Große", Schaffhausen 1852, das von der Kritik sehr gut aufgenommen wurde. Auch die politische Gesinnung des energischen Gelehrten, der mit solchem Nachdruck für die Rechte des Hauses Habsburg in Deutschland eintrat, blieb der österreichischen Regierung unter dem Grafen Leo Thun nicht unbekannt. So kam es, daß an Weiß, während er seine Gefängnisstrafe in Freiburg absaß, die Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Graz eintraf. Diese Berufung nach Graz ist der entscheidende Wendepunkt im Leben des Historikers Weiß. Graz, die Hauptstadt Steiermarks, wurde seine zweite Heimat, der Ort seiner fast 50jährigen erfolgreichen, wissenschaftlichen Tätigkeit, die Geburtsstätte seiner großen Weltgeschichte, auch die Stätte seines Familienlebens. In Österreich wurde Weiß mit Freuden aufgenommen, und in Graz erfaßte man bald die Bedeutung des neuen Professors. Bald strömte jung und alt herbei, um seinen Vortrag zu hören. Seine Zuhörer zählten nach hunderten. Oft kam es vor, daß der große Saal im alten Jesuitengebäude dort die Menge der Zuhörer nicht zu fassen vermochte. „Der Vortrag aber", erzählt ein Schüler und späterer Mitarbeiter von Weiß, „war auch einzig in seiner Art. Da gab es nichts Gekünsteltes, keine einstudierten Phrasen; der Grundsatz unseres Weiß war der des alten Cato: rem tene, verba sequentur. In der Tat



enthielten die Bogen, die er vor sich aufs Katheder zu legen pflegte, in der Regel nichts als einige kurze, in seiner Lapidarschrift hingeworfene Notizen, Tagesdaten oder wörtliche Zitate; dennoch ward seine Vorbereitung auf jede Vortragsstunde höchst sorgfältig. Was er vortrug, das war in ihm selber lebendig. Ja während des Vortrages lebte er selbst voll und ganz in den Verhältnissen, von denen er sprach, und sein außerordentliches Gedächtnis bot ihm stets eine Überfülle des detailliertesten Stoffes. Um das «Wie» des Vortrages kümmerte er sich von vornherein wenig, das muß ja das Empfinden im Augenblick ergeben. Sein Empfinden aber war urwüchsig, kräftig, wie seine ganze äußere Erscheinung. War er einmal im Vortrage, so gab es nichts für ihn auf dieser Welt außer dem Stoff, über den er sprach. Dann aber ergoß sich seiner Rede Strom ohne Stocken, ohne Schwanken über die lautlos staunenden Hörer, und plastisch traten die Gestalten der Geschichte gleichsam auf die Bühne." Während er als Lehrer viel Begeisterung erregte, jagte er indessen als Examinator manchen Angst ein. Aber er tat keinem Kandidaten zu wehe, von dem er wußte, daß er gearbeitet hatte. Alles zu wissen und gegenwärtig zu haben, traute er trotz seines Riesengedächtnisses sich selbst nicht zu. Arbeit aber verlangte Professor Weiß von seinen Schülern. Er war eben sein ganzes Leben hindurch selbst ein Mann angestrengtester Arbeit. Bis in sein hohes Alter stand er jeden Morgen im Sommer um 3 Uhr, im Winter um 4 Uhr auf und begab sich an die Arbeit. Groß in der Arbeit war Weiß beim geschichtlichen Quellenstudium. Wie ein fleißiger Bergmann stieg er selbst in den Schacht und holte das Gold und Silber auf seinem natürlichen Lager. Sein Fach, die Weltgeschichte, verwies ihn auf die Denkmäler des geistigen Lebens alter Kulturvölker. Er selbst war in zwölf Sprachen zu Hause. Wie sehr Weiß aus den Quellen heraus spricht, findet der kundige Leser bald bei der Lektüre seiner Werke. Ohne diese intensive Arbeit wären bei aller geistigen und körperlichen Kraft, über die Weiß bis ins hohe Alter verfügte, seine großen literarischen Leistungen nicht zu erklären. Erholung suchte und bedurfte der Historiker nicht viel. Ein Spaziergang, im Sommer erfrischende Flußbäder, die Stunden in seiner Familie, mit der er in den letzten 20 Jahren in der wärmeren Jahreszeit auf seinem Gut bei Graz, dem „Rosenhof", wohnte, brachten die nötige Erfrischung. In die Ferien fielen mannigfache Reisen, die aber gewöhnlich auch ihre wissenschaftlichen Zwecke hatten. — So geschätzt und gesucht auch Professor Weiß im Hörsaal war, so

wurde sein Ruf als Lehrer doch weit überragt von jenem, den er als Geschichtschreiber bei der Mitwelt erlangte. Im Jahre 1854 ersuchte ihn der Wiener Buchhändler Braumüller, eine Weltgeschichte in drei Bänden zu schreiben. Weiß machte sich an die Arbeit, aber aus den 3 Bänden wurden im Laufe von 44 Jahren 22 Bände. Neben diesem Hauptwerk erschien von ihm 1860 ein „Abriß der Geschichte Steiermarks" und 1863 „Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg". Auch besorgte er aus dem Nachlasse seines Freundes und einstigen Freiburger Kollegen Gfrörer die Herausgabe der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts", 4 Bände, Schaffhausen 1862—1874, ferner „Zur Geschichte der deutschen Volksrechte im Mittelalter", 2 Bände, Schaffhausen 1866, und „Byzantinische Geschichten", 3 Bände, Graz 1872—1877. Das eigentliche Lebenswerk von Weiß, in dem sein Geist und sein Wissen sich verkörperte, in dem er zur Mitwelt gesprochen und zur Nachwelt noch lange sprechen wird, ist aber seine Weltgeschichte. Im ersten Bande „Hellas und Rom" der ersten Auflage war es dem Verfasser noch gelungen, sein großes Wissen in einem Auszuge zu geben; dann aber konnte er dies nicht mehr, der Stoff wuchs unter seinen Händen. Vom Verleger Braumüller erlangte er das Zugeständnis, nach Ermessen ausführlicher schreiben zu dürfen, und ausführlicher wurde nun das Werk mit jedem Bande, bis mit dem 14. Bande eine wahre Spezialgeschichte der französischen Revolution — ein Lieblingsthema des Historikers von Jugend an — beginnt. Das Mißverhältnis zwischen den ersten und letzten Bänden bewog den Verfasser, die ersten gänzlich umzuarbeiten und zu erweitern. Der Abschluß des ganzen Werkes im Jahre 1898 erfolgte nicht mehr bei Braumüller, sondern im Verlage der k. k. Universitätsbuchhandlung „Styria" in Graz. Von mehreren Bänden ist schon die 4. und 5., von einigen sogar schon die 6. Auflage erschienen. Seit dem Tode des Verfassers redigiert Professor Dr. Vockenhuber in Graz, ein Schüler und langjähriger Mitarbeiter von Weiß, die Neuauflage des Werkes im Geiste des Verfassers. Daß eine Weltgeschichte in 22 Bänden in verhältnismäßig kurzer Zeit so viele Auflagen erlebt, ist ein seltenes Vorkommnis. Wie ist dieser Erfolg zu erklären? Ist es der religiöse und philosophische Standpunkt des Verfassers, der dies bewirkt hat? Christus ist dem Historiker Weiß der Mittelpunkt der Weltgeschichte, zu dem die ganze Menschheit hinstrebt. Charakteristisch für diese Geschichtsauffassung ist Weiß, Einteilung der Geschichte in nur zwei große Abschnitte, in die vorchristliche und die christliche Zeit. Daher

auch seine klassische Schilderung der Person und des Werkes Christi, sein Lob der Kirchenväter, die herrliche Charakteristik der großen Ideenträger des glaubensstarken Mittelalters, eines hl. Bernhard, Franziskus, Dominikus, sein Verständnis für die Stellung des Papsttums in der Geschichte wie für die Aufgabe und Leistungen der großen Orden. In dieser Auffassung des Ganzen steht Weiß unerreicht da, und es läßt sich darüber streiten, was mehr zu bewundern sei, seine tiefe Auffassung der Grundgedanken in der Weltgeschichte, oder der Mut, mit dem er selbständig seine Wege geht. Bei aller Bestimmtheit des Standpunktes wird Weiß niemals verletzend gegen Andersdenkende. Überall herrscht ein vornehmer, edler Ton und weht dem Leser ein Hauch christlicher Milde entgegen. Bei dieser positiv christlichen Auffassung fand das Weiß'sche Geschichtswerk von Anfang an in gleichgesinnten Kreisen wohl freudige Aufnahme, aber viel größere Kreise waren dem Buche von vornherein verschlossen. Wenn das Buch mit der Zeit dennoch zahlreiche und große Auflagen erlebte, so sind noch andere Momente zur Erklärung hierfür in Betracht zu ziehen, die Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit des Inhaltes nämlich und die eigenartige Schönheit der Darstellung, welche das Weiß'sche Geschichtswerk auszeichnen. Freund und Gegner stimmen überein in der Bewunderung des riesigen Stoffes, den Weiß in allen Partien der Geschichte bewältigt hat, in dem Staunen über seine Belesenheit, in der Anerkennung des objektiven, klaren Urteils, das er, geleitet von seinem instinktiv historischen Sinne, in den verwickeltsten Gebieten der Geschichte an den Tag legt. Das Buch von Weiß ist keine Weltgeschichte im gewöhnlichen, hergebrachten Sinne. Er gibt uns vielmehr nach dem Vorbilde Schlossers eine Geschichte, wie der äußern Geschicke, so auch der geistigen Entwicklung, der ideellen Leistungen, des Kulturlebens aller bekannten Völker. Das Werk ist eine umfassende Völker- und Staatengeschichte, enthält aber ebenso die Darstellung des geistigen Lebens, der Religion, der Philosophie und der Literatur der Völker. Ein idealer Zug des Geistes zeigt sich im Leben des Historikers Weiß von seiner Jugend bis ins hohe Alter. Alles Wahre und Schöne in Literatur und Kunst, alles Hohe und Edle im Leben der Helden und Heldinnen, alles Gewaltige im Drängen der Völker senkte sich in seine Seele und fand dort seine Resonanz. Mit diesem Idealismus verbindet unser Historiker aber auch Verständnis und gesundes Urteil für die praktischen Seiten des Lebens. Bei all diesem besaß Weiß die Fähigkeit der inneren Verarbeitung und einer poetischen Gestaltungskraft, die

verbunden mit seiner plastisch schönen, am Muster der Alten gebildeten Sprache und mit der warmen, lebensvollen Kunst des Erzählens, wie sie dem alemannischen Volksschlag von Haus aus eigen ist, ihn zum Historiker vorzüglich befähigten. Seine Bedeutung als Professor an der Grazer Universität sowie die Verdienste, welche Weiß als Geschichtschreiber sich erworben, fanden im Laufe der Zeit auch die gebührende Würdigung. Im Studienjahr 1856/57 war er Dekan der philosophischen Fakultät und im Jahre 1861/62 stand er als Rector magnificus an der Spitze der ganzen Universität Graz. Kaiser Franz Joseph zeichnete ihn aus im Jahre 1878 mit dem Titel eines Regierungsrates, im Jahre 1885 mit dem Orden der eisernen Krone und am 27. Oktober 1889 durch Erhebung in den erblichen Adelsstand. Nach österreichischer Vorschrift trat von Weiß in seinem 72. Lebensjahre, am 1. Oktober 1891, in den Ruhestand. Vom Kaiser wurde er hierauf 1892 als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen und im nächsten Jahre 1893 mit dem Titel eines Hofrates ausgezeichnet. Von Papst Pius IX. wurde der Historiker schon früher mit dem Gregorius-Orden geziert. Er besaß auch den ottomanischen Medjidie-Orden und das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft. In besonders naher Beziehung stand Hofrat von Weiß zu dem hochsinnigen Erzherzog Karl Ludwig, dem Bruder des Kaisers Franz Joseph. Er hatte einige Jahre dem Erzherzoge Vorträge aus der Geschichte zu halten und war sein Begleiter auf mehreren Reisen, so auf einer Reise nach Paris und Konstantinopel. — Weiß war zweimal verheiratet, mit Josephine Bader aus Freiburg von 1854 bis 1862 und mit Marie Gabriele Graf aus Wien von 1867 bis 1894. Von seinen Kindern leben zwei Söhne und drei Töchter. Die Söhne haben wissenschaftliche Berufe ergriffen. Zwei der Töchter haben sich dem Ordensstand geweiht und eine Tochter ist verheiratet. Im Hause des Historikers von Weiß herrschte christlicher Sinn und der Geist religiöser Pflichterfüllung. Niemals fehlte Weiß, so lange er konnte, an Sonn- und Feiertagen beim Gottesdienst an seinem Platze in dem traulich einsamen Kirchlein in der Nähe seines „Rosenhofes", im Kirchlein zu Maria Grün, wo einst auch Graf von St. Leu (Exkönig Ludwig von Holland, Bruder Napoleons I.) die Ruhe seines Herzens fand. Eine Zahl Bedürftiger fand auch immer ihren Weg zu ihrem stillen Wohltäter. — So sehr auch Graz und die grüne Steiermark für Weiß zur Heimat geworden war, so hing er doch im Herzen bis ins hohe Alter an seinem geliebten Badnerlande. Jeder Landsmann, der ihm



Nachricht und Grüße aus der Heimat brachte, war dem Professor ein willkommener Gast. Alle paar Jahre führte ihn eine Ferienreise gelegentlich in die Heimat. Das letzte Mal war es im Juli 1898, daß ihn die Heimat sah. Der kräftig gebaute Mann litt aber schon unter der Bürde des Alters und zeigte Spuren von Gebrechlichkeit. Im März des nächsten Jahres, wo die junge Sonne sonst neues Leben weckt, stellte sich große Schwäche ein, während Weiß mit der Neuauflage der Geschichtsbände noch vollauf beschäftigt war. Der Arzt verbot ihm alle Arbeit. „Ohne Arbeit kann ich nicht leben", war die Antwort des arbeitsfrohen Gelehrten, und er arbeitete noch, während er schon das nahe Ende fühlte. Der 8. März 1899 setzte dem arbeitsreichen, edelstrebenden und verdienstvollen Gelehrtenleben sein Ziel. Drei Tage darauf, am 11. März, fand das Begräbnis statt. Die ganze Bedeutung des Mannes zeigte sich hier noch einmal im vollen Lichte. Der Fürstbischof Dr. Schuster und das Domkapitel, die Professoren der Universität, Rektor und Dekane an der Spitze, Abordnungen der übrigen gelehrten Schulen, die Vertreter der Behörden, Hunderte von ehemaligen Schülern und eine große Zahl hervorragender Bürger gaben mit den nächsten Anverwandten dem teuern Toten das Geleite. Weiß saß tief in den Herzen Steiermarks, er war jahrzehntelang der Stolz der Grazer Bürgerschaft. Stolz auf ihren großen Sohn, den Historiker von Weiß, darf auch die Heimat Baden sein, wo derselbe bis zu seinem 32. Lebensjahr weilte, seine Lebensrichtung fand und seinen Bildungsgang vollendete.

Carl Weiß.

Gustav Wiedemann.

Der weit über die Grenzen Deutschlands bekannte Physiker Gustav Wiedemann wurde am 2. Oktober 1826 zu Berlin geboren als Sohn des Inhabers einer Kolonial-Großhandlung, August Wiedemann, und dessen Gattin Henriette, geborenen Hungar. Sehr frühe verwaist, erhielt er durch die Fürsorge seiner Verwandten zuerst in der Bartels'schen Privatschule und dann in dem Cölnischen Gymnasium zu Berlin eine sehr gute Schulbildung und studierte dann auf der Universität daselbst Physik, Chemie und Mathematik. Hier übte auf ihn neben Heinrich Rose, Sonnenschein, Joachimsthal, Dirichlet, Dove und E. Mitscherlich — dessen Tochter Clara er 1851 heimführte — besonders Gustav Magnus nachhaltigen Einfluß aus. Aus dessen Laboratorium ging auch seine chemische

Arbeit «De novo quodam corpore ex urea producto» hervor, mit der er 1847 promovierte. Dann wandte er sich physikalischen Experimenten zu, so besonders über die elektrischen Eigenschaften der Kristalle und die von Faraday kurz zuvor entdeckte magnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes. Die Ergebnisse letzterer Untersuchung benutzte er in seiner Habilitationsschrift, mit der er sich 1850 als Privatdozent in Berlin niederließ, stellte dann Versuche über die Wärmeleitung von Metallen und ihre Beziehungen zur Elektrizitätsleitung und über elektrische Endosmose an, deren Resultaten er seine 1854 erfolgte Berufung als ordentlicher Professor der Physik nach Basel verdankte. In diese Zeit fällt sein vortreffliches Werk „Die Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus" 1860—63, das späterhin, 1882—85, unter dem Titel „Die Lehre von der Elektrizität" erschien. Von Basel folgte er 1863 einem Rufe an das Polytechnikum zu Braunschweig und 1866 einem solchen an das Polytechnikum zu Karlsruhe, dessen reiche Instrumentensammlung ihn zur Fortsetzung seiner magnetischen Untersuchungen und Untersuchungen über Funkenentladung veranlaßten. So entstanden hier seine Werke „Magnetismus der Salze der magnetischen Metalle" 1865; „Induktionsströme beim Tordieren von Eisendrähten, durch welche ein galvanischer Strom geleitet wird" 1866; „Magnetismus der chemischen Verbindungen" 1868. In Karlsruhe fiel ihm auch die Aufgabe zu, die meteorologischen Stationen in Baden einzurichten und die Beobachtungen an denselben zu beaufsichtigen. 1871 folgte er einem Rufe nach Leipzig als Professor für physikalische Chemie; später übernahm er dort die Professur für Physik. Von seinen Leipziger experimentellen Arbeiten sei hier nur die sorgfältige und genaue Bestimmung des Ohm genannt. Seit 1877 gab Wiedemann auch die früher von Poggendorff redigierten, nunmehr nach ihm benannten „Annalen der Physik und Chemie" in neuer Folge heraus, deren 50. Bande von der Verlagsbuchhandlung eine von H. v. Helmholtz verfaßte Biographie Wiedemanns als Huldigung beigegeben ist, und deren 63. Band ihm zu seinem 50. Doktorjubiläum von den Physikern gewidmet wurde. — In Leipzig ist Wiedemann auch am 24. März 1899 gestorben. (Vgl.: Annalen der Physik und Chemie, Neue Folge, besonders Band 50; Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899, Nr. 71; Festgabe der Technischen Hochschule zu Karlsruhe zum Jubiläum der vierzigjährigen Regierung seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, 1892, S. 256ff.)

S.

Christian Wiener,

Geheimer Hofrat und Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, wurde zu Darmstadt am 7. Dezember 1826 als Sohn des Kriminalrichters Alexander Wiener geboren. Nach siebenjährigem Besuch des Gymnasiums wurde er im Alter von siebzehnundeinhalb Jahren auf die Universität entlassen mit dem Zeugnisse, „daß er eine vorzügliche Befähigung für das mathematische Fach bewährt habe und in jeder Beziehung den Beifall seiner Lehrer verdiene". Er wandte sich nunmehr auf der Universität Gießen dem Studium der Ingenieurwissenschaften und der Architektur zu und bestand nach Ablauf von sechs Semestern glänzend die Fakultätsprüfung und im folgenden Jahre ebenso die Staatsprüfung im Baufach. Unmittelbar darauf erhielt er den ersten Lehrauftrag für Physik, Mechanik und Hydraulik, sowie für Darstellende Geometrie an der Höheren Gewerbeschule, der späteren Technischen Hochschule, in Darmstadt. Er übernahm ihn mit Freuden, da Neigung und Befähigung ihn zur Lehrtätigkeit und zur streng wissenschaftlichen Arbeit hinzogen. Zwei Jahre später, im Frühjahr 1850, erwarb er den philosophischen Doktorgrad und habilitierte sich an der Universität Gießen als Privatdozent für Mathematik. Das Streben, seine wissenschaftliche Ausbildung zu vertiefen, führte ihn jedoch bald darauf von Gießen nach Karlsruhe, wo er während eines Jahres in anregendem Verkehr mit Redtenbacher, dem Meister des Maschinenbaues, seinen Studien oblag. Dieser Aufenthalt in Karlsruhe wurde für seinen weiteren Lebensgang von der entscheidendsten Bedeutung, denn kaum war er im Herbst 1851 nach Gießen zurückgekehrt, als er von Karlsruhe den Ruf erhielt, an Stelle des ausscheidenden Professors Guido Schreiber (vgl. Bad. Biogr. II, 280 f.) das Lehramt für Darstellende Geometrie am Polytechnikum zu übernehmen. Im Januar 1852 eröffnete er seine Vorlesungen in Karlsruhe und im Juli desselben Jahres wurde er als ordentlicher Professor endgültig an der Polytechnischen Schule angestellt. Außer dem genannten Hauptfach versah er anfangs noch den Unterricht in praktischer Geometrie, später in graphischer Statik. Vierundvierzig Jahre lang wirkte er an der Technischen Hochschule und entfaltete eine reiche und vielseitige Tätigkeit. Als Lehrer erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit; denn was der strebsame Studierende vor allem schätzt, persönliches und individuelles Bemühen des Lehrers, das fand er bei Wiener in reichem Maße. Stets widmete dieser den Fragenden freundliche Teilnahme, Ge-

duld den Schwachen, um für die an sich schwierige Disziplin womöglich volles Verständnis zu erreichen. — Wiener war Mathematiker, Physiker und Philosoph. Als Mathematiker verfolgte er das Ziel der Erkenntnis mathematischer Wahrheiten durch unmittelbare Anschauung. Das Hauptwerk in seinem besonderen Fache bildete das „Lehrbuch der Darstellenden Geometrie" (2 Bände, Leipzig 1884 und 1887), in das er die Ergebnisse mehr als dreißigjähriger Forschungen und Erfahrungen niedergelegt hat. Schon in den Grundaufgaben beweist er sich als Meister, indem er ihre Lösung auf eine einheitliche Methode zurückführt (durch vielseitige Verwertung der Hauptlinien einer Ebene), und auch weiterhin zeigt er die gleiche Sorgfalt bei einfacheren Aufgaben, um die bisher erreichte Vereinfachung noch zu überbieten, wie auch bei schwierigen Aufgaben, um Lösungen zu finden, die für den Zeichner möglichst bequem ausführbar sind. Als Beleg hierfür sei einerseits seine „Methode der zwei parallelen Spur- und Projektionsebenen", andererseits eine Konstruktion der Schnittkurve zweier Flächen zweiter Ordnung mittelst eines festen Kegelschnitts erwähnt. Mit einem erstaunlichen Anschauungsvermögen begabt, suchte Wiener auch anderen die Anschauung geometrischer Gestalten durch Modelle zu vermitteln. Von diesen Bestrebungen gibt die im Besitz der Karlsruher Hochschule befindliche Sammlung geometrischer Modelle Zeugnis, von denen die wichtigsten von ihm selbst, andere auf seine Anregung von Studierenden gefertigt worden sind. — Von Wieners Arbeiten naturwissenschaftlichen Inhalts ist diejenige „über die Stärke der Bestrahlung der Erde durch die Sonne in ihren verschiedenen Breiten und Jahreszeiten" (1876) eine wichtige Grundlage der Meteorologie geworden. Die Beleuchtungslehre fand mehrfache Bereicherung durch seine Untersuchungen, und er scheute sich nicht, den Weg der Beobachtung zu beschreiten, wenn die Hülfsmittel der Geometrie nicht ausreichten, so bei den „Untersuchungen über die Reflexwirkung farbiger Flächen in Malerateliers", ferner bei den Arbeiten „Die Zerstreuung des Lichtes durch matte Oberflächen" und „Die Empfindungseinheit zum Messen der Empfindungsstärke". Auf diesem Boden entstand auch sein letztes Werk über „Die Helligkeit des klaren Himmels und die Beleuchtung durch Sonne, Himmel und Rückstrahlung". Er hatte durch eigene Beobachtungen die Unrichtigkeit der bisherigen Theorien darüber erkannt, und so schritt er in diesem Werke zu der großen und schwierigen Aufgabe, auf Grundlage der neuesten physikalischen Ergebnisse die Verteilung der Helligkeit am Himmel theoretisch abzuleiten. Auch hier

wurden die größten Schwierigkeiten, die sich bei den Integrationen ergaben, durch geometrische Methoden überwunden. Zehn Jahre arbeitete er an diesem Werke und führte es noch während seiner letzten Krankheit mit unbeugsamer Willenskraft zu Ende. Seine Drucklegung hat er nicht mehr erlebt. Rein physikalischen Inhalts ist eine kleine, äußerst scharfsinnige Abhandlung aus dem Jahre 1863 über die „Erklärung des atomistischen Wesens des tropfbarflüssigen Körperzustandes und Bestätigung desselben durch die sogenannten Molekularbewegungen". — Seine vielseitige und harmonische Beanlagung führte Wiener schon frühe dazu, über den letzten Grund der Dinge nachzudenken und man findet schon in seiner ungedruckten Habilitationsrede vom 6. Januar 1851 in kurzen Sätzen sein später ausgeführtes philosophisches Programm angedeutet. Durchdrungen von der festen Überzeugung, daß die Vorgänge der Welt in ihrem ursächlichen Zusammenhang nur auf dem Wege der Beobachtung, wie sie die exakte naturwissenschaftliche Methode lehrt, erkannt werden können, wandte er, unbeirrt von den überlieferten Lehrmeinungen der zünftigen Philosophie, in einem großen 1863 erschienenen Werke „Die Grundzüge der Weltordnung" (2. Ausgabe in 2 Bänden 1869, Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. I. Atomenlehre. II. Die geistige Welt und Wesen und Ursprung der Dinge) die naturwissenschaftliche Denkweise auch auf die Erforschung des Geistes an und baute so eine einheitliche Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage auf. Und so sehr war er von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt, daß er auch in späteren Aufsätzen über „Die ersten Erkenntnissätze" (1874), über „Die Begründung der Sittenlehre" (1879) und über „Die Freiheit des Willens" (1891) immer neue Beweisgründe für seine Meinung beizubringen wußte. — Durch das Vertrauen seiner Kollegen wurde Wiener dreimal zum Direktor der Technischen Hochschule berufen, zuletzt im Jahre des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Großherzog Friedrichs. Auch an den praktischen Aufgaben der Schulverwaltung hatte er als Gewerbeschulvisitator Gelegenheit tätig mitzuwirken, als Mitglied des Gewerbeschulrats und als außerordentliches Mitglied des Oberschulrats. Die Bestrebungen, welche auf eine zeitgemäße Umgestaltung des Unterrichts an den Mittelschulen gerichtet waren, fanden durch ihn eifrige Förderung. Über vier Jahrzehnte lang war Wiener ferner ein tätiges Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins, dessen Leitung er nach dem Hingang Grashofs (vgl. oben S. 215—219) übernahm und bis zu

seiner Krankheit unermüdlich fortführte. — In seinem Hause erfreute sich Wiener eines ungetrübten Familienglückes. Er war zweimal vermählt, das erste Mal mit Pauline Hausrath, der Tochter des Hofdiakonus August Hausrath (vgl. Bad. Biogr. I, 336—340). Eine schwere Krankheit entriß ihm die Gattin nach kaum zehnjähriger beglückender Ehe, während welcher sie ihm drei Söhne geschenkt hatte. Im Jahre 1869 vermählte er sich nach vierjährigem Witwerstand zum zweiten Male mit Leopoldine v. Froben, Tochter des Geh. Rats im badischen Kriegsministerium August v. Froben, mit welcher er bis zu seinem am 31. Juli 1896 erfolgten Tode verbunden war. Aus dieser Ehe ist ein Sohn entsprossen. — (Vgl. Zur Erinnerung an Dr. Christian Wiener [Karlsruhe 1896], wo man auf S. 14—24 ein vollständiges Verzeichnis der von Wiener veröffentlichten Arbeiten findet, ferner die Nachrufe von A. Brill und L. Sohncke im Jahresbericht der deutschen Mathematikervereinigung VI, 46—69, von A. v. Braunmühl im Biographischen Jahrbuch I, 207—209, und den Artikel von Hermann Wiener in der Allgem. Deutsche Biographie 42, 790—792.) *

Eduard Winkelmann.

Der Geschichtsforscher Eduard Winkelmann wurde 1838 in Danzig geboren. Nur schwer vergegenwärtigt sich eine Generation, für die Entfernungen nichts mehr bedeuten, die Abgeschiedenheit von der großen Welt, die tiefe Stille, in der dazumal eine Stadt im deutschen Osten lebte, und ihre noch unverwischte Eigenart. Die neuesten Nachrichten brachte die Post in sechs Tagen von Berlin her; das äußere Leben lenkte nicht ab, doch um so reicher war die Enge. Hochgegiebelte Häuser mit vielen kleinscheibigen Fenstern blickten zu schmalen Straßen hinab, die man dort nach guter Väterart noch Gassen nennt. In diese hinein streckten sich steinerne „Beischläge“, offene Vorplätze mit Steinbänken versehen, auf denen sich zur Feierstunde und am Sommerabend gut ausruhen ließ; anderswo lagerten sich „Vorbauten“ in die Gasse hinein, Ausweitungen des Untergeschosses, die kecklich einen Teil des öffentlichen Bodens in Anspruch nahmen, ohne jede Rücksicht auf das Idol moderner Zeiten, die blindverehrte Gottheit „Verkehr“. Es herrschte eine vollständige Mißachtung alles Linearen und jedweder Rechtwinkligkeit. Über den dichtgedrängten Bauten der umwallten, ummauerten, grabenumgürteten Stadt ragt die Masse der Pfarrkirche mit elf Türmen empor, von

denen der größte, unvollendete sich wie ein etwas plumper Riese zum Himmel streckt. Daneben spitze, zierliche Türme von Kirchen und Rathaus; von einzelnen lassen zu jeder Stunde schöne Glockenspiele ihre fromme Weise in die Stimmen emsigen Kleingetriebes und ansehnlichen Handelswesens hineintönen. Die Mottlau und weiter draußen die Weichsel sind voll von Segelschiffen, vom stattlichen englischen Dreimaster bis zum gebogenen holländischen Kutter, die Güter für das vormalige Königreich Polen bringen und dessen Getreide und Holz nach den West- und Nordländern führen wollen, denn noch ist der Hafen an der Weichselmündung der Aus- und Einfuhrort für das mittlere und obere Stromgebiet. Dessen, in einer Art Urzustand befindliche Bewohner, im städtischen Jargon „Flissaken" genannt, durchziehen, nur mit grobem Hemd und leichtgegürtetem Obergewand bekleidet, einen breitrandigen Basthut auf dem struppigen Kopf, oft in Scharen beim Klang einer Fiedel die Stadt; sie haben das Holz der polnischen Wälder, zu endlosen Flößen verbunden, beladen mit Getreide vom obern Flußlauf, von Bug und Narew dem Meere zugeführt. Die Stadt ist voll von merkwürdigen Bauten der Vergangenheit; überall gibt es malerische Winkel. Fassaden mit ansehnlicher Vergoldung künden den Reichtum vergangener Geschlechter und den einstigen Glanz der Hansastadt, doch wenn man in den dunkeln Hof des „Stock" tritt, eines Gebäudes, das als Rüstkammer und Gefängnis diente, kann man droben am Giebel einen kopflosen Oberleib und eine Hand mit verrostetem Schlüsselbund erblicken, nach der Lokalsage das Schmachbild eines Danziger Marino Falieri, «decapitati pro criminibus», eines Bürgermeisters, der die Stadt dem Polenkönig ausliefern wollte. Die Pfarrkirche zu Sankt Marien ist von einem Kranz von Kapellen eingefaßt und fast von jeder geht eine düstere Legende um, doch das Gotteshaus ist auch voll von erlesenen Werken der Kunst. Von jedem der Hügel aber, die sich im Rücken der Stadt erheben, sieht man auf die nahe Ostsee hinaus und der Blick in die blaue Ferne ergänzt das reiche und schöne Bild der Nähe. Danzig hat einige erlesene Maler hervorgebracht und nicht wenige Historiker. Zwei von den neueren Geschichtschreibern des Staufergeschlechtes, Winkelmann und Fr. Wilhelm Schirrmacher, sind dort geboren. Eindrücke und Anregungen der Jugend bestimmen fast stets das Dasein, und das Wesen Winkelmanns hat das Gepräge heimatlicher Art treulich bewahrt, so weit ihn auch das Leben durch die Gebiete deutscher Kultur umhergeführt hat, so entfernt von der Stätte seiner Geburt die Hügel

sind, zu deren Füßen sein Grab sich wölbt. Die Menschen jener Stadt waren an ernste Zucht, an Knappheit und an Pflichterfüllung gewöhnt. Gerade weil man von weitem das polnische Wesen einigermaßen verspürte, war im Bürgertum die stramme, altpreußische Art allein in Ansehen und Geltung; daß die preußische Besitzergreifung erst erfolgt war, als die Greise, die man um sich sah, Jünglinge waren, das wurde nicht mehr empfunden, und die Franzosenherrschaft bildete nur noch einen Gegenstand für die Feierabenderzählungen der Alten. Freilich äußerte sich ihre Nachwirkung noch in der Dürftigkeit aller Verhältnisse, weil die Schuldverpflichtungen aus jener Periode noch arg auf dem öffentlichen Leben lasteten und die Stadt sich von dem Einfluß der langjährigen Kriege nicht recht erholen konnte. So war denn die äußerste Bescheidenheit aller Ansprüche die Regel und was dem jüngern Geschlecht als Entbehrung erscheinen würde, war dem ältern in dem ärmern Osten schon Behagen und Genuß. Daß man sich mit aller Anstrengung, mit dem Aufgebot jeder intellektuellen Kraft durchs Leben bringen müsse, daß trotz aller Schwierigkeiten Tüchtiges zu leisten nicht nur Ehre sei, sondern selbstverständliche Pflicht und daß Verachtung verdiene, wer sie nicht erfülle, dies waren Grundsätze und Empfindungen, die unausgesprochen in dieser Kleinwelt heimisch waren und aus ihr heraus lebensbestimmend wirkten. Man kann kaum von einer Religion der Pflichterfüllung reden; das Wort wäre zu hochtönend; vielmehr muß man von einem natürlichen Antrieb sprechen, geradeaus, vorwärts, dem einmal gesetzten Ziel mutvoll und unermüdlich entgegenzugehen. Der Vater Winkelmanns war ein Goldschmied; er kannte die Welt, war mit dem Felleisen durch Italien gezogen und der Sehnsucht, die dem Knaben der Blick auf Meer und Schiffen wecken mochte, werden des Vaters Schilderungen aus einer sonnenreichen Welt voll Schönheit die Richtung gegeben haben. Der tüchtige Mann schickte den begabten Sohn ins Gymnasium, aber er starb früh und Gold für sich und die Familie hatte er auf seinem Ambößchen nicht geschmiedet. Die Mutter wußte indes die Kinder unter eigenen Entbehrungen nicht nur zu ernähren, sie hatte auch den Mut, ihren Ältesten den eingeschlagenen Bildungsgang fortsetzen zu lassen und der Knabe lohnte es ihr durch seinen Fleiß; auch fing er, fast noch ein Kind, mit 14 Jahren an, für sich selbst aufzukommen, indem er jüngere Schüler unterrichtete. Sein Geschichtslehrer Theodor Hirsch wurde auf seine besondere Befähigung, auf sein historisches Interesse aufmerksam; er und ein Kaufmann haben dann durch

bescheidene Unterstützungen dem Jüngling das Studium ermöglicht und für jetzt gewährte Hirsch, der das Stadtarchiv verwaltete, dem Gymnasiasten eine große Freude und wohl auch zugleich die Gelegenheit zu einigem Erwerb, indem er ihn bei der Ordnung der Urkunden und Bände beschäftigte, die damals in üblem Zustande in einigen Zimmern des altertümlichen Rathauses aufgespeichert lagen. Der selbst, ebenfalls von seinem Geschichtslehrer, dem Nachfolger Hirschs, etwa zwölf oder vierzehn Jahre später in jene Räume eingelassen, ehrfürchtige Schauer beim ersten Anblick alter Urkunden und großmächtiger hängender Kaisersiegel empfand, fühlt auf das lebendigste die Wirkung nach, die jene Hülfstätigkeit auf den jungen Winkelmann ausüben mußte. Schlummerten in den vergilbten, schwer zu entziffernden Pergamenten und Papieren nicht viele merkwürdige Geheimnisse? Sollte es nicht gelingen, wenn man lernte, immer lernte, wenn man mit eisernem Fleiße vorwärts strebte, ihrer und noch vieler anderer Herr zu werden? Er arbeitete mit jener Hingebung, die Pflichtgefühl, ernstes Interesse und Not, eine der Jugend heilvolle Trias, in ihm wach erhielten. Raumers „Geschichte der Hohenstaufen", deren Kenntnis sein Lehrer ihm vermittelte, gab seinen historischen Neigungen eine besondere Wendung. Das Werk genoß damals höchstes Ansehen. Auch Geschichtsbücher altern, häufig um so schneller, je lebhafter ihr erster Erfolg war, doch wenn wir heute in diesem besonders stark überholten blättern, so dürfen wir mit lebendiger Genugtuung auf den seit Raumer von der Forschung zurückgelegten Weg blicken, und der Knabe, der sich damals von den Blättern nicht trennen konnte, hat später am meisten dazu getan, diese vielgepriesene Hohenstaufen-Geschichte ins Dunkel zu drängen. Mit achtzehn Jahren zog Winkelmann nach Berlin auf die Universität, mit kargen Mitteln, doch voll unendlichen Eifers. Schon nach anderthalb Semestern konnte er Ranke, dessen Kolleg ihn zumeist anzog, eine Seminararbeit über Kaiser Friedrich II. vorlegen, der der Held seiner Jugendträume, der Gegenstand steter Forschung seines Mannesalters war, und bei dem noch die Gedanken des Sterbenden weilen sollten. Der Meister fand die Leistung seines Beifalls würdig und ein Lob von Ranke adelt. Zwei Jahre blieb der junge Historiker in Berlin, dann zog ihn der Ruf, den Georg Waitz als Methodiker der Forschung genoß, nach Göttingen. Nach zwei Semestern kehrte er zur preußischen Hauptstadt zurück; für seinen Sinn war es bezeichnend, daß er sich gerade dort mit dem Doktortitel schmücken wollte, wo das Examen für schwieriger galt als an andern Universitäten. Er

bestand es trefflich und seine noch heute oft zitierte Dissertation «De regni Siculi administratione» fand von neuem bei Ranke eine sehr günstige Beurteilung. Seine Verhältnisse hatten ihm den Erwerb der akademischen Ehren nicht eben leicht gemacht; wie sein Sohn in dem Lebensabriß der „Allgemeinen Deutschen Bibliographie" berichtet, bestand das Mittagsmahl des sich auf die Prüfung Vorbereitenden manchmal aus zwei recht frugalen Gängen: einem Dreipfennigbrötchen und zwei kalten Eiern. Nach kurzer Tätigkeit für die «Monumenta Germaniae», die ihm Gelegenheit gab, daneben das Oberlehrerexamen zu bestehen, nahm er um des Erwerbes willen, doch auch in dem Bewußtsein einer starken pädagogischen Beanlagung, eine Stelle an der Ritterschule zu Reval an. Das Schicksal führte ihn gut, denn er lernte dort die Tochter eines Kollegen kennen, die er bald als Gattin heimführte. Die Treffliche hat ihm ein Leben lang mit treuer Hingebung zur Seite gestanden, hat manche Not freudig mit ihm getragen, das Glück der Erfolge und der Anerkennung ihm verdoppelt, ihm eine Schar blühender Kinder geschenkt; sie hat den Siechen in mutiger Hingebung trübe Jahre hindurch gepflegt, und ihm mit liebender Hand die Augen zugedrückt, als der Erlöser Tod an sein Lager trat. In Reval vollendete Winkelmann den ersten Teil seines Werkes über Friedrich II. Als das Buch erschien, war sein Verfasser nicht älter als 25 Jahre, doch die Arbeit stellte ihn sofort in die Reihe der angesehenen Forscher. Einige Zeit vorher hatte Schirrmacher die Veröffentlichung einer Geschichte des Kaisers begonnen; gegenüber der Raumerschen bedeutete die des einen, wie die des andern Landsmanns einen unendlichen Fortschritt der Methode; die tiefe Wirkung, die Ranke und Waitz geübt, machte sich in der Schulung auch dieser Jüngern zur Kritik, zur Sauberkeit der Arbeit wohltuend bemerkbar. Beiden fehlte es dabei nicht an Schwung der Darstellung, noch an Begeisterung für ihren Stoff. Man scheint es damals allgemein gebilligt zu haben, daß der Göttinger Wedekindpreis den beiden Historikern je zur Hälfte zugesprochen ward. Es war eine Zeit, in der die politischen Verhältnisse das Interesse für die glanzvollen Kaisergestalten des Stauferhauses lebhaft förderten; eben verhallte der letzte Nachklang universeller Macht des mittelalterlichen Imperiums, da die österreichische Herrschaft über Italien teils schon an den neuen Nationalstaat verloren war, teils als ein letzter Rest nur noch mühsam aufrecht erhalten wurde. In Deutschland lebte die Sehnsucht nach der Vereinigung der getrennten Stämme, nach der Wiederbelebung des Reiches tief in den Gemütern. Wie Winkelmann den

zweiten Friedrich zu seinem Helden erkoren hatte, so veröffentlichte Theodor Toeche bald darauf die Geschichte Heinrichs des Sechsten. Er war ein Ranke-Schüler, wie der etwa gleichalterige Freund; die letzte Zeit der Berliner Studien Winkelmanns hatte die von gleichen Interessen Erfüllten zu schönem Bunde vereint, der über das Grab des Einen fortdauert, obwohl Dr. Toeche der wissenschaftlichen Tätigkeit entsagend, als Nachfolger seines Großvaters an die Spitze eines der vornehmsten deutschen Verlagshäuser trat. Die Firma Mittler veröffentlichte Winkelmanns „Friedrich" in der ersten Bearbeitung, und von der zweiten ist der erste Band Theodor Toeche zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Firma Mittler (1889) zugeeignet. Winkelmann selbst ist mit jener Jugendarbeit, die ihm Ansehen geschaffen und einen Namen gemacht hat, später nicht mehr zufrieden gewesen. Er hatte recht; nicht nur weil seither eine unendliche Fülle neuer archivalischer Materialien zutage getreten ist, wozu sein Fleiß, sein Forscherauge und Finderglück am meisten mitgewirkt hatten, sondern noch aus anderm Grunde. Die Geschichte des letzten Staufischen Kaisers, mit dem die des italienischen Mittelalters abschließt, läßt sich nicht ohne tiefe Kenntnis der Verhältnisse des südlichen Landes gültig gestalten, nicht ohne genaues Eindringen in höchst verwickelte Städtekämpfe und Parteiungen der einzelnen Kommunen, nicht ohne lebendige Auffassung sizilischen und apulischen Wesens, nicht einmal ohne starke Beschäftigung mit arabischer Philosophie und Literatur, mit mittelalterlicher Mathematik, Astronomie und ihrer Bastardschwester, der Kunst der Sterndeutung. Aus diesen entlegenen Quellen sog der Geist des „Kindes von Sizilien" seine Nahrung; Friedrich war in der Tat ein Kind dieser Insel; Deutscher war er nicht, und von den 56 Jahren seines Lebens hat er nur 10 in Deutschland, den Rest, die kurze orientalische Episode abgerechnet, in Italien und Sizilien zugebracht. Ohne den Freiheitsdrang italienischer Bürgerschaften hätte ihn Innozenz nicht niederzuzwingen vermocht und so ist des Staufers Glück und Ende nicht zu verstehen, wenn man seine Geschicke nur oder wenn man sie hauptsächlich von Norden her betrachtet. Winkelmann empfand den Mangel, zumal als er Palermo mit eigenen Augen sah, das seinem Geist von Jugend an so vertraut war; gerade da fühlte er die Kluft, die intellektuelle Vorstellung von sinnlicher Anschauung trennt. Er hatte Italien, wenn auch nur auf kürzeren, von Forschungsarbeiten erfüllten Reisen kennen gelernt, als er zur völligen Umarbeitung seines Werkes schritt, deren erster Teil 26 Jahre nach der Veröffentlichung der Jugend-

arbeit in der Reihe der von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen Kaisergeschichten erschien. Die für diese ein für allemal bestimmte Form der Jahrbücher tut der freien Bewegung des Geschichtschreibers starken Zwang an; je reicher, je verzweigter und feiner gegliedert mit vorschreitender Zeit die Verhältnisse werden, um so weniger läßt sich ihre Darstellung in das Prokrustesbett des chronologischen Schemas zwängen. Auch für eine zusammenfassende Würdigung der Persönlichkeit verschränkt solche Verteilung des Stoffes auf Jahre die Gelegenheit, und doch ist diese zum Verständnis des Handelns und der Unterlassungen Friedrichs unerläßlich, denn sein Wesen ist zu kompliziert, als daß das eine und die andern sich begreifen lassen, ohne daß dem Betrachtenden zu jeder Zeit der ganze Mensch vor der Seele steht. Niemand kann an ihm die tiefen Schatten übersehen, neben dem faszinierenden Glanz, der von ihm ausgeht, niemand vermag sich mit Friedrich zu befassen, ohne in dunkle Abgrunde zu blicken, doch war Winkelmann vielleicht in seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Gerechtigkeitsstreben etwas zu sehr geneigt, der eignen Jugendbegeisterung zu mißtrauen, schärfer zu urteilen, kühler darzustellen, als einer, der nicht schon im Knabenalter in dem Sohne Heinrichs und der sizilischen Konstanza seinen Helden verehrt hätte. Trotzdem bleibt das Werk, so weit es in der neuen Gestalt geführt ist, wohl auf lange Zeit hinaus in allem Wesentlichen grundlegend, mag sich hie und da eine andere Auffassung begründen, oder durch Aufschluß neuer Quellen sich eine Ergänzung bieten lassen. Unser Wissen von der Reichs- und Kaisergeschichte während dieser Periode steht auf dem Boden, den Winkelmann in mühseliger, höchst erfolgreicher Lebensarbeit geschaffen hat. Wenn nachmals andre über sein Werk und Wirken hinausgelangen sollten, haben sie es gerade ihm zu danken. Nach dreijähriger Lehrtätigkeit an der Revaler Ritterschule habilitierte sich der noch junge Gelehrte in Dorpat als Privatdozent. Er gedachte in jenem entlegenen Winkel deutscher Kultur sein Dasein zu verbringen, da ihm die Heimat keine Aussichten zu bieten schien, und er wurde Untertan des Zaren. Die «Biblioteca Livoniae historica», in ihrer zweiten verbesserten Gestalt ein unerläßliches Hülfsmittel für geschichtliche, auf jenes Gebiet bezügliche Studien, wurde damals begonnen und manche Arbeiten widmete er der Vergangenheit der russischen Ostseegebiete. Doch empfand er es wie eine Erlösung aus dem Exil, als die Berufung zum ordentlichen Professor der Universität Bern ihn wieder in die Bereiche des eigentlichen deutschen Geisteslebens

zurückführte. Auch bildete die Tätigkeit in der schweizerischen Bundesstadt nur eine vierjährige Episode seines Daseins; 1873 wurde er als Wattenbachs Nachfolger nach Heidelberg berufen, wo er als akademischer Lehrer und Forscher bis zu seinem frühen Tode am 10. Februar 1896 eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Die Historische Kommission der Münchener Akademie hatte schon dem Dorpater Privatdozenten aufgetragen, die Geschichte der Gegner Philipp von Schwaben und des Welfen Otto IV. zu schreiben; sie erschien 1872 bis 1878 in zwei Bänden und kann als ein Muster scharfer, sachlicher Darstellung und sicherer Bewältigung vieler früher vorhandenen Unklarheiten in Einzelfragen gelten. Auch wird für diesen Stoff der chronologische Faden nicht zur einengenden Schlinge, sondern er bildet die Schnur, auf der sich die Ereignisse zwanglos aneinanderreihen lassen. Wir versagen es uns die zahlreichen, meist sehr wichtigen kleineren Aufsätze anzuführen, in denen zum Teil bei geringem Umfange große Forscherarbeit enthalten ist, wie in dem über die Belagerung Viterbos durch Friedrich II. 1243, in der Sammlung der 1886 dem Andenken von Waitz gewidmeten Einzelschriften, oder in dem über die Gold-Augustalen des Kaisers im 15. Bande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Doch begrenzte sich die Tätigkeit des Unermüdlichen nicht auf die staufische Periode; in der Onckenschen Sammlung erschien 1883 eine „Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Alfreds", die auf weniger als 200 Seiten in einer Vortragsart, die den schwierigen Stoff auch dem größern Publikum zugänglich macht, die Eroberung und Beherrschung Britanniens durch die von nördlich der Elbe hingewanderten Germanenstämme schildert; es handelt sich nicht um eine Darstellung aus zweiter Hand, sondern um eine auf eigener Durchforschung der Quellen beruhende, ohne daß freilich der wissenschaftliche Apparat sichtbar wird. Eine schöne Anerkennung der Leistung drückt sich darin aus, daß das deutsche Buch über angelsächsische Geschichte 1888 in Mailand in italienischer Übersetzung veröffentlicht wurde. Grundlegend für die Erforschung des Zeitalters der Staufer nach Heinrich dem Sechsten, sowie für die der Periode des Interregnums, sind ein großes Urkunden- und ein größeres Regestenwerk, das eine ausschließlich von Winkelmann herrührend, das andere ein Teil der gewaltigen Böhmerschen Regesta Imperii. Das erstere, 1880 und 1885 unter dem Titel «Acta Imperii inedita» erschienen, enthält in zwei Bänden nicht weniger als 2253 zuvor ungedruckte oder an kaum zugänglicher Stelle ver-

öffentlichte Urkunden der Könige und Kaiser von Philipp von Schwaben bis hinab zu Karl IV. und Wenzel, sowie von Dokumenten des 13. und 14. Jahrhunderts, die sich auf Angelegenheiten des Reiches beziehen. Register von solcher Sorgfalt, daß sie für alle derartige Publikationen als Muster dienen können, erleichtern die Verwertung des disparaten Stoffes. Eine Ziffer mag ein Bild von den Mühen gewähren, deren Ergebnis die beiden Bände sind: die Urkunden stammen aus 160 Archiven Italiens, Frankreichs, Deutschlands und 74 dieser Archive hat der Herausgeber der «Acta» für seine Zwecke selbst durchforscht. Doch ist aller darauf gewandte Fleiß gering im Vergleiche zu dem, den Winkelmann und Julius Ficker in Innsbruck auf die Regesta Imperii von 1198 bis 1272 gewandt haben. Der erste Teil der Neubearbeitung dieser Regesten Böhmers, die Urkunden Philipps von Schwaben, Ottos, Friedrichs II., der Staufischen Epigonen und der Gegenkönige, sowie die Hauptereignisse ihres Daseins betreffend, rührt ganz von Ficker her; er bot die verhältnismäßig leichtere Aufgabe. Der zweite enthält die Regesten der auf die Reichsgeschichte bezüglichen Papsturkunden, solche über die Wirksamkeit der Legaten und die sogenannten „Reichssachen". Auch für diesen Abschnitt hatte der Innsbrucker Gelehrte bereits vieles vorgearbeitet, als Winkelmann die Fortführung übernahm, aber was noch zu tun blieb, hätte die stärkste Arbeitskraft zu ermüden vermocht. Der Band mag etwa 14 000 Auszüge aus Urkunden, Annalen, Rechnungsbüchern 2c. enthalten und für einen großen Teil der einzelnen Notizen war die Kleinarbeit kritischer Erwägungen oder der chronologischen Einordnung zu leisten. Nur wer jahrelang ein solches Werk täglich benutzt hat, wer auch wohl hie und da im einzelnen etwas zu ergänzen oder zu berichtigen fand, weiß ganz zu würdigen, welche Hingabe, welcher Karthäuserfleiß daran gewendet ist, und welche solide Grundlage es für die Erforschung wichtiger und dramatisch bewegter sieben oder acht Jahrzehnte deutscher und italienischer Geschichte gewährt. Auch den allerletzten Abschluß dieses Werkes hat Winkelmann nicht erlebt, doch waren nur noch die Register hinzuzufügen, die, von Franz Wilhelm getreulich besorgt, 1901 erschienen. Vier Jahre zuvor hatte Alfred Winkelmann den zweiten Teil der Neubearbeitung des „Friedrich II." herausgegeben, soweit bei des Vaters Tode die Handschrift vollendet war. Das Werk reicht nur bis 1233; die Ereignisse der letzten schicksalsreichen 17 Herrscherjahre „seines" Kaisers zu berichten, war Winkelmann nicht mehr vergönnt, doch in den von Böhmer



geschaffenen, von Ficker und ihm neu bearbeiteten Regesten schlummert das Material, aus dem wohl dereinst Friedrichs Jahre des Glanzes, wie seine und seiner Epigonen tragische Schicksale erneut zu lebensvoller, treuer und plastischer Darstellung gelangen. Andere werden die Ernte zur Scheuer führen, doch dies ist Bestimmung und Ehre wissenschaftlicher Arbeit: nicht engen Sinnes für eigene Zwecke zu schaffen, sondern ins Feld des Geistes mit weitem Wurfe die Saat der Zukunft zu streuen. Obwohl auch des fleißigsten Mannes Kräfte von solchen Leistungen und von der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit betriebenen akademischen Lehrtätigkeit hätten erschöpft werden können, hat Winkelmann daneben der Geschichte seiner badischen Adoptivheimat lebendiges Interesse entgegengebracht und in Gemeinschaft mit anderen verdienten Männern ihre systematische Durchforschung organisiert. Als 1883 die Badische Historische Kommission ins Leben trat, wurde er von dem wohlwollenden Fürsten, der sie begründete, an ihre Spitze gestellt. In ungetrübtem Einvernehmen mit ihrem ständigen Sekretär, Fr. von Weech in Karlsruhe, hat er ihre Geschäfte geleitet, bis schweres Siechtum ihn Jahre vor seinem Tode zwang, immer mehr von denselben auf die kräftigeren Schultern des Genossen abzubürden. Die Herausgabe der politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, die Bernhard Erdmannsdörffer übernahm, ward von ihm angeregt; die Bearbeitung der Regesten der Pfalzgrafen vom Rhein bis auf König Ruprecht wurde unter seiner Oberleitung von A. Koch und J. Wille ausgeführt und Schultes „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien“, von der Kommission herausgegeben, entstand auf Grund eines von ihm 1890 dieser Körperschaft unterbreiteten Antrages. Er gehörte dem Redaktionsausschuß der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ an, seit diese von der Historischen Kommission übernommen wurde; an der Durchforschung und Ordnung der Archive der pfälzischen und fränkischen Landesteile Badens beteiligte er sich durch eine Oberaufsicht über die Leistungen der von der Kommission eingesetzten Pfleger. Gelegentlich des Jubiläums der Heidelberger Universität übernahm er zwar nicht die eigentliche Zusammenstellung des Urkundenbuches dieses alten Studium generale, wohl aber die Leitung der Arbeiten. Von dem akademischen Lehrer Winkelmann empfingen diejenigen seiner Schüler, denen es um die Wissenschaft ernst war, unendliche Anregung. Sein Vortrag war weder blendend, noch riß er durch Pathos fort; es war wohl eine gewisse Reife erforderlich, um durch diesen Mann innerlichst

gefesselt zu werden, dem die Pose fremd, der Prunk verhaßt war, der die Kunstgriffe der Rhetorik verschmähte, und der durchaus nicht versuchte, seinen Perioden eine schöne Rundung zu verleihen. So national er empfand, tönende vaterländische Worte, durch die man die Jugend der Hörsäle leicht entflammt, hielt er seinen Vorträgen fern. Er war durchaus Lehrer, wissenschaftlicher Erzieher; daß er vom Katheder der Lateinschule her den Weg zu dem der Universität genommen, gab ihm die Fähigkeit und die Geduld, sich dem Verständnis der Jünglinge anzupassen; er, der Forscher, suchte sie stufenweis zur Ergründung der Wahrheit heranzubilden, sie mit den Mitteln zu selbständiger Forschung vertraut zu machen, sie zu eigenem Urteil zu erziehen. Auf korrekte Form der Darstellung legte er hohen, auf Glanz des Ausdrucks nicht den mindesten Wert. Auch war er ein vollständiger Gegner des Wortes, das Goethe den Prometheus sprechen läßt: „Des tätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit!“ Er übte Unparteilichkeit in seinen Vorträgen, in seinen Werken, er verlangte sie von seinen Schülern in Seminararbeiten, in Dissertationen. In seinen Kollegien empfing man kein geistiges Naschwerk, noch stimulierenden Trunk, sondern nahrhafte Kost fürs wissenschaftliche Leben; in seinen Übungen, denen sich der paläographisch-diplomatische Unterricht hinzugesellte, konnte er gegen die Teilnamlosen, Unfleißigen recht herbe werden und er ließ sie fühlen, daß er ihre Anwesenheit als Störung für sich und die andern empfand. Auch mutete er, der gewillt war, des Tages Stunden auszunützen, der Jugend zu, Sommers um 7 Uhr früh im Kolleg zu sitzen, was solchen, die fanden, daß die Nacht nicht zur Einsamkeit geschaffen sei, recht störend war. Es war mithin nicht sehr bequem, sein Schüler zu sein, und nicht ganz leicht, seine Zufriedenheit zu erwerben. Wo er aber Ernst und Eifer, wo er sachliches Interesse gewahrte, trat er dem Strebenden fördernd, wohlwollend zur Seite. Als Nachfolger Wattenbachs lag ihm die Pflege der Paläographie und Diplomatik ob; er selbst war, wie wir sahen, schon als Knabe zu praktischer Beschäftigung mit Urkunden gelangt und er hatte sich zu einem Meister auf jenen Gebieten entwickelt, doch behandelte er die schwierige Materie nie als Selbstzweck, sondern als das, was sie sein muß, als Mittel der Forschung. Mit Chronologie, Numismatik, mit Sphragistik, mit allen Hülfswissenschaften der Historie hat er sich eifrig befaßt und ausgezeichnete Vorträge über Enzyklopädie der Geschichtswissenschaft, die er mit solchen über Historiographie zu vereinigen pflegte, übermittelten seine reichen Kenntnisse den

jugendlichen Hörern. Sein Kolleg über Geschichte des Mittelalters gewährte den klarsten Überblick über die verschlungenen, sich in unendliche Einzelheiten zerfasernden Ereignisse der von ihm behandelten Jahrhunderte; auch verweilte er nicht mit einseitiger Vorliebe bei Perioden und Persönlichkeiten, denen er sein besonderes Interesse zuwandte; ihm war universelle Ausbildung seiner Schüler leitender Zweck. So ergänzte er den akademischen Unterricht in mittelalterlicher Historie durch ausgezeichnete Vorlesungen über Verfassungsgeschichte, von denen auf Grund seiner Hefte Professor Alfred Winkelmann, sein Sohn, einen Auszug herausgegeben hat, der der studierenden Jugend vorzügliche Dienste zu leisten vermag. Die Verwaltungs- und Verfassungsverhältnisse von Frankreich, Italien, England und der Schweiz wurden eingehend behandelt, doch bildete das Deutsche Reich den Angelpunkt der Darstellung, die von der Zeit vor der Völkerwanderung bis zu der des Westfälischen Friedens herab geführt wurde, und die eine Fülle tiefdringender Kenntnisse in sich barg. Wie frei von Einseitigkeit dieser Erforscher der spätern Stauferzeit war, davon legte sein schönes Kolleg über drei Lustren neuerer Geschichte, über die Jahre, die auf den Wiener Kongreß folgten, Zeugnis ab. Ein später Nachhall philhellenischer Begeisterung klang bei aller Objektivität aus der Schilderung des griechischen Freiheitskampfes, zumal aus jener der Heldentaten von Missolunghi. Man hat von der Schwunglosigkeit der Vortragsart Winkelmanns gesprochen; er verzichtete freilich auf die Theaterwirkungen des Katheders, doch ging oft genug tiefe Ergriffenheit von ihm auf diejenigen seiner Hörer über, die das Schicksal mit feinern Organen des Empfindens ausgestattet hatte, und gerade in diesem Kolleg wirkte manches, wie die Mitteilung von Selbsterlebtem, so neben jener Darstellung der Erhebung eines Volkes von Seeräubern und begeisterten Helden, Abenteurern und Glaubensstreitern wider den siechen Islam, die der schwülen Zeit, die dem erlösenden Pariser Juligewitter voranging. — Versuchen wir das Andenken des ausgezeichneten Mannes in ein zusammenfassendes Wort zu bannen, so kann es nur dieses sein, daß sich in ihm die Tüchtigkeit und das Gefühl der Pflicht verkörperten. Wie er tödlich krank sich im Rollstuhle zum Hörsaal fahren ließ, wie erst das äußerste Leiden seinem unermüdlichen Forscherfleiß ein Ziel setzte, wie er jedes Kleine der wissenschaftlichen Arbeit als ein Wichtiges behandelte und dennoch das Geringfügige großen Gesichtspunkten unterordnete, nicht ein Antiquar, sondern ein rechter, gewissenhafter Ergründer der Vergangenheit, so bot er das

Bild hingebenden Gelehrtenfleißes und der treuen Berufserfüllung des akademischen Lehrers. In ihm personifizierte sich deutsches Wesen von stark nordöstlichem Gepräge. Schmucklos und ernst, kernhaft und von tiefer Innerlichkeit, gewissenhaft und männlich im Leiden bis ans Ende.

Robert Davidsohn.

Carl Winter.

Am 12. November 1901 starb in Heidelberg Verlagsbuchhändler J. L. Carl Winter. Er war am 16. Mai 1836 daselbst als ältester Sohn des Buchhändlers Carl Winter geboren. Die Familie Winter kam im Jahr 1815 nach Heidelberg, als der spätere Bürgermeister Christian Friedrich Winter an die Stelle seines aus der Verlagsfirma Mohr & Zimmer ausscheidenden Freundes Zimmer trat. Seitdem hat der Name Winter sich im deutschen Buchhandel eine angesehene Stellung erworben und bis heute erhalten. Der Verstorbene J. L. Carl Winter war eine Zierde seines Standes, er blieb in seiner Geschäftsführung stets den idealen Aufgaben seines Berufes eingedenk. Er hatte es sich zum Prinzip gemacht, nur Bücher zu verlegen, welche seinen christlichen und politisch konservativen Anschauungen entsprechen konnten. Der deutsche Buchhandel hat ihn in eine Reihe Ehrenstellen berufen, noch bis zu seinem Tode gehörte er dem Vorstand des Süddeutschen Buchhändlervereins und der Sachverständigenkommission für Baden, Württemberg und Hessen an. Er hat geschäftliche Erfolge durch Fleiß und Begabung errungen, war aber auch immer bereit, für eine gute Sache Opfer zu bringen. Diese Opferwilligkeit war eine seiner hervorragendsten Charaktereigenschaften, er hat sie wie wenige für seine politische und religiöse Überzeugung betätigt. Eine für alles Schöne, für Kunst, Dichtung und Musik empfängliche Natur hat er stets überall seine charaktervolle Entschiedenheit zu wahren verstanden, ohne einseitig zu sein. Fernerstehende hielten ihn oft für schroff und doch hat er in seltener Weise edle Geselligkeit zu pflegen verstanden. In einem der Nachrufe (Akadem. Blätter XVI, 17) heißt es mit Recht: „Als echter Christ und deutscher Mann verband er mit dem Ernst unwandelbarer Grundsätze einen heiteren Sinn und frischen Humor, so daß er auch im Kreise der Fröhlichen ein Fröhlicher sein konnte“. Seine Gattin war eine Tochter des bekannten Freiburger Fabrikanten Carl Mez.

Sie ist ihm schon im Jahr 1888 im Tod vorausgegangen. Mit besonderer Liebe hing Carl Winter an den Anstalten, deren Gründer oder Förderer er gewesen. In erster Linie sind hier die evangelische Kapelle und das Diakonissenhaus in Heidelberg zu nennen. Die Organisation der Kleinkinderschulen und Herberge zur Heimat in Heidelberg, die Idiotenanstalt in Mosbach, das Pilgerhaus in Weinheim haben sein Leben lang seine mit Rat und Tat stets hülfsbereite Hand ergreifen dürfen. Er hatte wenig Worte über diese Dinge andern gegenüber, aber um so mehr Taten. Echte Vornehmheit der Gesinnung war eines der Ziele, das er in seinem Leben zu erfüllen mit eiserner Selbstüberwindung erstrebt hat. Er war, wie ein Freund in der Badischen Post zu seinem Gedächtnis schrieb: „voll tatkräftigen Gemeinsinns, offen und klar nach unten wie nach oben, mit offenem Auge, offenem Herzen und offener Hand, furchtlos und treu, treu seinem Gott, treu seinem Fürsten, treu seinem Nächsten und seinem Volk". *

Heinrich August Wittmer

wurde am 24. August 1847 in Eppingen geboren als Sohn des Posthalters und nachmaligen Landtagsabgeordneten Wittmer daselbst. Wittmer wurde vom Vater zur Übernahme des elterlichen Geschäftes bestimmt und darnach seine Erziehung und Ausbildung geleitet. Die erste erweiterte Schulbildung erwarb er sich auf der Lateinschule seiner Vaterstadt und ergänzte seine Ausbildung zugleich durch umfangreichen Privatunterricht. In den Jahren 1862—64 besuchte er mit großem Eifer die Postschule des Polytechnikums zu Karlsruhe und später zur Erlernung der französischen Sprache Lehranstalten in Nancy und Dijon. Als Reserveoffizier des 1. Badischen Leibgrenadierregiments nahm Wittmer am deutsch-französischen Kriege Anteil. Im Jahre 1872 übernahm er das väterliche Geschäft, das mittlerweile infolge des Übergangs der badischen Postverwaltung an das Reich insofern eine Veränderung erlitt, als auch die Leitung der örtlichen Postverwaltung an Postberufsbeamte überging. Sein Wirken und Arbeiten konnte Wittmer, seiner Neigung entsprechend, nun vorwiegend der Landwirtschaft widmen; ein lebhaft entwickelter Gemeinsinn führte ihn aber bald in das öffentliche Leben, dem er ein gutes Teil seiner Zeit und Kraft in der Folge widmete. Seine Tätigkeit galt auch hier vorwiegend der Landwirtschaft, deren Fortent-

wicklung und Hebung ihm eine ernste Sorge war. Als Mitglied des badischen und des deutschen Landwirtschaftsrates, als Kreisausschußmitglied, als Landtagsabgeordneter — er gehörte 13 Jahre bis zu seinem Tode dem badischen Landtage an — war ihm vollauf Gelegenheit gegeben, für die landwirtschaftlichen Interessen seiner engeren und weiteren Heimat erfolgreich einzutreten, wobei er stets agrarischen Grundsätzen huldigte, unbeschadet der Betätigung liberaler politischer Anschauungen. Der Freimut und die Unerschrockenheit, mit denen er seine wirtschaftlichen und politischen Anschauungen ohne Rücksicht auf Tagesströmungen vertrat und seine ganze Persönlichkeit einsetzte, verschafften ihm in den weitesten Kreisen der Landwirtschaft große Anerkennung; sie trugen ihm auch die Achtung der politischen Gegner ein. In seiner engeren Heimat, wo Wittmer auch der Gründer der ersten Getreideabsatzgenossenschaft in Baden wurde, war er ein vielgesuchter Berater seiner Mitbürger, die ihm bei seiner anspruchslosen Art ein großes Vertrauen entgegenbrachten; auch in seiner Stellung als Direktor des Vorschußvereins Eppingen vermochte er bei seiner genauen Kenntnis der Kreditverhältnisse eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Nicht minder wertvoll war seine Arbeit in patriotischer Hinsicht als langjähriger Vorsitzender des Militärvereinsverbandes Eppingen (Oberelsenzgau). Von seinem Fürsten wurde er für seine ersprießliche Tätigkeit durch Ordensauszeichnungen wiederholt geehrt. Am 29. Oktober 1896 starb Wittmer an den Folgen einer Blutvergiftung unerwartet schnell im 50. Lebensjahre. Mit ihm sank ein Mann und Bürger ins frühe Grab, der opferbereit sich dem öffentlichen Wohle widmete und dem zumal in den Kreisen seiner Landwirtschaft treibenden Volksgenossen ein treues und dankbares Angedenken gesichert ist. *

Friedrich Wörter,

katholischer Dogmatiker, Professor der Universität Freiburg, war geboren zu Offenburg am 6. Dezember 1819 als das zweitälteste unter 16 Geschwistern. Der Vater, Stephan Wörter, betrieb das Schlosserhandwerk. Vom Jahre 1832 an besuchte Wörter das Progymnasium seiner Vaterstadt und vollendete hierauf seine Gymnasialstudien am Lyceum zu Rastatt. Obgleich ein sehr aufgeweckter Kopf mit lebhafter Phantasie und von regem Temperamente hielt sich der junge Studierende doch stets in gemessenen Schranken; denn das Leben nahm ihn frühe in seine Schule

und rief einen gewissen Ernst in ihm wach, den die folgenden Studien noch wesentlich vertiefen sollten. Durch alle Schulklassen hatten Talent und Fleiß dem Gymnasiasten Wörter den ersten Platz gesichert und errangen sich seine Leistungen die ersten Preise, wiewohl er von seiner Arbeitszeit manche Stunde dem Privatunterricht in Sprachen und Musik opfern mußte. Da am Rastatter Lyceum, Jahrzehnte lang die erste humanistische Bildungsstätte Süddeutschlands, damals neben den alten Sprachen die philosophische Propädeutik mit großem Nachdrucke betrieben wurde, ward hier schon in Wörter der Zug für sprachliche und philosophische Studien geweckt und genährt. Im Jahre 1832 bezog Wörter die Universität Freiburg, wo er mit Joseph König, seinem späteren Kollegen, Joh. Bapt. Weiß, dem späteren Grazer Historiker, dem künftigen Pädagogen und Schulmanne Hermann Rolfus und dem nachmaligen Erzbistumsverweser Lothar von Kübel u. a. in ein engeres Freundschaftsverhältnis trat. Wörters Lehrer in der Theologie waren die Professoren Vogel, Adalbert Maier, Werk, Schleyer, Hirscher und Staudenmaier, von welchen die beiden letzteren den nachhaltigsten, auf das ganze Leben und die Lebensführung sich erstreckenden Einfluß ausübten, jener vorherrschend nach der theoretischen, dieser nach der praktischen Seite. Auch in Freiburg setzte Wörter wie später in Tübingen und München die philologischen und philosophischen Studien fort. In den Jahren 1844 und 1845 besuchte er die Hochschule Tübingen, wo hauptsächlich der Dogmatiker Kuhn ihn anzog, als dessen eigentlicher Schüler Wörter gelten kann. Außerdem hörte er Philologie bei Tafel und Walz, Philosophie bei dem jüngeren Fichte und dem berühmten Ästhetiker Th. von Vischer. In den vierziger Jahren zog die Münchener Universität mit ihrem auserwählten Kreise berühmter Gelehrter zahlreiche Jünger der Wissenschaft aus der Ferne an; auch Wörter zählte zu letzteren. Von Tübingen siedelte er 1845 nach München über, um hier seine akademischen Studien zu vollenden. Er hörte Vorlesungen u. a. bei Döllinger, Görres und Thiersch. Über des erstern scharfausgeprägte, an Einseitigkeit grenzende katholische Richtung wußte Wörter manche Einzelheit mitzuteilen. Im Jahre 1846 am 3. September wurde er zum Priester geweiht, worauf er kurze Zeit als Vikar in Durbach bei Offenburg wirkte, hernach als Religionslehrer an der höheren Bürgerschule zu Überlingen am Bodensee und bald darauf als solcher am Gymnasium (Lyceum) zu Freiburg, wo u. a. Staatsminister Nokk sein Schüler war. Als im Sommersemester 1853 Professor Staudenmaier erkrankte, um

nie wieder zu genesen, trat Wörter als Supplent an dessen Stelle, um dann 1855 außerordentlicher, 1860 ordentlicher Professor der Dogmatik und Apologetik zu werden, mit welchen Fächern er auch einige Jahre die theologische Enzyklopädie verband. Volle 44 Jahre gehörte Wörter als akademischer Lehrer der Freiburger theologischen Fakultät und der Hochschule an. Als der Dogmatiker Dieringer zu Bonn im Jahre 1874 seine Professur niederlegte, sollte Wörter an seine Stelle treten, doch kam die Berufung nicht zustande, weil Wörter mit Rücksicht auf die damalige unerquickliche Lage der Bonner Fakultät nicht gewillt war, dorthin überzusiedeln. Wörter erklärte, daß er aus wissenschaftlichen Gründen das Unfehlbarkeitsdogma stets, auch lange vor 1870, angenommen habe, doch habe er dessen Definierung im gegenwärtigen Augenblick nicht als der Sache der Kirche dienlich erachtet. An Ehrungen hat es dem stillen Gelehrten nicht gefehlt. Zweimal (1867/68 und 1880/81) bekleidete er das Prorektorat, öfters das Dekanat; der Großherzog schmückte 1896 den Jubelpriester mit dem Kommandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und im Jahre darauf beim Ausscheiden aus der Lehrtätigkeit mit dem Orden Bertholds I. Der Erzbischof von Freiburg hatte 1888 Wörter zum Geistlichen Rate ad honorem ernannt. Im Jahre 1896 feierte er sein 50 jähriges Priesterjubiläum, um im kommenden Jahre nach einer überaus gesegneten Lehrtätigkeit von 44 Jahren sein Amt niederzulegen und sich in seine Heimatstadt Offenburg zurückzuziehen, wo er noch 4 Jahre fast mit jugendlicher Frische den ernstesten Studien oblag, sein letztes Werk veröffentlichte und an anderen literarischen Schöpfungen weiter arbeitete, bis dem 82 jährigen am 18. November 1901 der Tod die Feder entrang, um dem Nimmerruhenden die ewige Ruhe anzuweisen. In Offenburg auf dem städtischen Friedhofe fand der Verewigte seine Ruhestätte. Am Grabe, das sich am 21. November über Wörter schloß, gab die Hochschule Freiburg, die dortige theologische Fakultät und der Klerus der Erzdiözese ihrer Trauer und ihrer Verehrung gegen den Verblichenen beredten Ausdruck. — Wörter war in jeder Hinsicht eine vornehme Natur; schon die äußere Erscheinung hatte etwas Einnehmendes und verriet den abgeklärten innern Menschen. Auf dem bis ins hohe Alter aufrechten Körper saß ein prächtiges Haupt, das eher an einen Künstler als einen Stubengelehrten erinnerte. Noch im Greisenalter zeigte das charaktervolle Gesicht Jugendfrische. Zu den körperlichen Vorzügen hatte die Natur ebenso reiche Geistesgaben gefügt: scharfen, dialektischen Verstand, lebhafte Phantasie und ein treffliches

Gedächtnis. Und Wörter vergrub seine Talente wahrlich nicht. Vom Knabenalter an suchte er dieselben mit nimmer müdem Fleiße und seltener Gewissenhaftigkeit auszubilden: eine umfassende Gelehrsamkeit war die Frucht von Anlage und rastlosem Studium. Studium war bis an den Lebensabend Wörters tägliche Geistesnahrung. Mit der umfassendsten theologischen Bildung verband er ein ausgebreitetes Wissen auf dem weiten Gebiete der Philosophie und der alten Sprachen. Die philosophischen Studien hatten Wörter von den Gymnasialjahren her gefesselt. Wie von einem Schüler Staudenmaiers und Kuhns nicht anders zu erwarten war, und wohl auch beeinflußt von Hirscher, lehnte er die Schulmethode der Scholastik ab, näherte sich jedoch in späteren Jahren mehr und mehr den großen Meistern Thomas und Bonaventura. Denn es gehörte zu Wörters selbständigem Charakter, sich von keinem, auch noch so bedeutenden Lehrer völlig beherrschen zu lassen: er prüfte selbst, und so kam er durch eigenes Forschen allmählich der Scholastik näher, ohne sich ihr je gänzlich zu verschreiben. Kuhn hatte den jungen Theologen an St. Augustin gewiesen, und dieser blieb dann auch sein „Theologe" durchs ganze Leben. Nur wenige Theologen des 19. Jahrhunderts werden den großen Denker von Hippo so in sich aufgenommen haben wie Wörter. Bewegten sich denn auch seine Schriften vorzugsweise um Augustin und die von diesem gestellten theologischen Probleme, vor allem um das Verhältnis von Gnade und Freiheit. Wörters Vortrag war lebhaft, die Stimme laut und kräftig, die Darstellung scharf dialektisch. In der Diktion mied er grundsätzlich jeden Redeschmuck, die Sache selbst sollte reden. Es fehlte ihm jedoch weder Phantasie, künstlerische Anlage und Geschmack noch die ästhetische Ausbildung, um Sinn für eine blühende, dichterische Sprache zu besitzen; allein bei seiner ernsten Auffassung des Lebens überhaupt und der theologischen, zumal der dogmatischen Wissenschaft insbesondere fürchtete Wörter dem Inhalte seiner Vorträge durch rhetorischen Schmuck Eintrag zu tun, durch eine bestechende Form die Aufmerksamkeit der Hörer von der Sache abzulenken und die Dialektik der Begründung zu schmälern. „In der Hl. Schrift suche ich Wahrheit, nicht Beredsamkeit", schreibt er einmal, und diesen Satz übertrug er auf seine dogmatischen Vorlesungen. Manchem seiner jugendlichen Hörer, die den blühenden Stil lieben, mochte Wörters Vortrag einförmig erscheinen, aber in späteren Jahren, wenn das Urteil reifer geworden war, dachten alle Schüler mit Dank an den empfangenen Einfluß. Für alle Künste besaß er ein tiefes Verständnis und ein sachkundiges Urteil:

von jungen Jahren an liebte und übte er die Musik, besuchte gerne Konzert und Theater und konnte noch im Greisenalter sich begeistern, wenn er von berühmten Schauspielern redete; ebenso war er für die darstellenden Künste eingenommen. Aber nicht jeden ließ er in seine Geisteswelt hineinschauen: denn ein hoher Ernst hatte sich schon im Jugendalter auf sein ganzes Wesen gelegt, und doch besaß dieser wortkarge, christliche Weise ein warmes Gemüt (mancher Arme lernte es schätzen!), Leutseligkeit und einen heiteren, der Poesie zugänglichen Sinn, nur daß sich erst im näheren Umgange diese Eigenschaften offenbarten. Vae soli, mochte wohl mancher denken, der Wörter so allein seine täglichen Spaziergänge machen sah, und nicht ahnte, welch menschenfreundlicher, wohlwollender Sinn sich hinter der ernsten Miene dieses vortrefflichen „Stoikers" barg. Wörter besaß eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung und große Besonnenheit (σωφροσύνη), er war kein Freund vieler Worte und ein abgesagter Feind der Winkelzüge und diplomatischen Künste; die Geradheit seines Wesens und Lauterkeit des Charakters verschmähten alle krummen Wege. Außerdem zeichnete Wörter eine strenge Pflichttreue und eine fast pedantische Pünklichkeit in seinen Berufspflichten aus. Alle diese Eigenschaften erwarben ihm hohes Ansehen im Kreise seiner Kollegen aller Fakultäten. Er verdiente diese Wertschätzung seiner Gelehrsamkeit und seines Charakters wegen. Strenge gegen sich selbst, verlangte er auch von andern treues Festhalten an der Erfüllung der Pflicht. Bei aller Selbstbeherrschung konnte er doch in starke Erregung geraten, wo er Verletzung des Rechtes oder der Pflicht wahrnahm. In den Sitzungen und Beratungen der akademischen Kommissionen, des Senates und seiner Fakultät sprach Wörter seine Ansicht und Überzeugung kurz und bündig, unter Umständen mit scharfem Akzente aus; man wußte von ihm, daß er stets „zur Sache" sprach, und er tat dies ohne Umschweife und immer auf dem geraden Wege vorgehend. — In 44 Jahren akademischen Lehrens dürfte Wörter, der sich einer dauernden, seltenen Gesundheit bis zu seinem Lebensabende erfreute, nicht viele Stunden seine Vorlesungen ausgesetzt haben, und man wußte von ihm, daß er als der erste das Semester begann und als der letzte dasselbe schloß. Nur wenigen außer den Empfangenden ist es wohl bekannt geworden, wie freigebig Wörter im stillen Wohltun war. Es wurde nur im engen Kreise seiner Freunde bekannt, daß er keines der zahlreichen Bittgesuche, welches mittelst der Post oder „durch Güte" ihm auf den Tisch gelegt ward, ungehört in den Papierkorb sandte. An Wörters Grab wurde

es ausgesprochen: Wollt ihr ihm einen Ehrenstein setzen, so schreibet darauf: „Hier liegt ein Mann begraben", und man darf dem beifügen: ein hochgesinnter, edeldenkender Mann. Er war der letzte Veteran jener Gelehrten der Freiburger theologischen Fakultät, von denen jeder weit über ein Menschenalter und mit Ehren im 19. Jahrhundert an der Albert-Ludwigs-Hochschule wirkte und unter denen Hug, Maier, Hirscher, Staudenmaier, Stolz, König und Wörter die bekanntesten sind. Schriftstellerisch befaßte sich Wörter vornehmlich mit Augustin und seiner Schule sowie deren Gegnern, den Pelagianern. Alle seine literarischen Werke zeigen die größte Akribie, sind Muster in der sorgfältigen Abwägung jedes Satzes, den er niederschrieb. Er arbeitete durchaus nach den Quellen, und er schrieb wohl keine Stelle aus biblischen, patristischen oder andern Büchern nieder, ohne dieselbe verifiziert zu haben. Wurde ihm eine dogmatische oder dogmengeschichtliche Promotionsschrift mit Belegen aus altchristlichen oder mittelalterlichen Theologen zur Prüfung vorgelegt, so prüfte Wörter sämtliche Stellen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nach, und, irrige Zitate korrigierend, setzte er mit roter Tinte das richtige Zitat an den Rand. Wörters Schriften gingen, seinem ganzen Wesen entsprechend, mehr in die Tiefe als in die Breite, und was er niederschrieb, war oft und ernst überdacht. Denn er sah das Bücherschreiben wie eine heilige, verantwortungsvolle Beschäftigung an; über oberflächliche, seichte Buchmacherei konnte er in ernsten Unmut und Eifer geraten: er hielt solches Schriftstellern für unehrenhaft und gewissenlos. Seine Schriften sind: Die christliche Lehre über das Verhältnis von Gnade und Freiheit von den apostolischen Zeiten bis auf Augustinus. I. Hälfte: Die Lehre des Neuen Testaments und der griechischen Väter. Freiburg 1856. II. Hälfte 1. Abteilung: Die Lehre der lateinischen Väter vor Augustinus. Ebenda 1860. Eine vortreffliche Arbeit, die in ihrer ersten Hälfte zugleich ein hochwillkommener Beitrag zur biblischen Theologie ist. — Der Pelagianismus nach seinem Ursprung und seiner Lehre. Ein Beitrag zur Geschichte des Dogmas von Gnade und Freiheit. Ebenda 1866, 2. Aufl. 1874. — Prosper von Aquitanien über Gnade und Freiheit. Ein Beitrag zur Geschichte des Dogmas im 5. Jahrhundert. Akademisches Programm. Ebenda 1867. — Zurückweisung der jüngsten Angriffe auf die dermalige Vertretung der katholischen Dogmatik an der Universität Freiburg i. Br. Ebenda 1868. — Die Unsterblichkeitslehre in den philosophischen Schriften Augustins. Akademisches Programm. Ebenda 1880. — Ist die Theologie eine Wissenschaft? Prorek-



toratsrede. Ebenda 1880. — Die Geistesentwicklung des hl. Aurelius Augustinus bis zu seiner Taufe. Paderborn 1892. Eine vorzügliche Schrift über das wichtige und schwierige Thema. — Beiträge zu Dogmengeschichte des Semipelagianismus. Ebenda 1898, und Zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus (in den „Kirchengeschichtlichen Studien“, herausgegeben von Knöpfler, Schrörs und Sdralek). Münster 1900. Auch die „Gedächtnisrede auf Johann Baptist von Hirscher“, die er seinem Lehrer und Kollegen hielt, erschien im Druck. Freiburg 1867. — Wörter war auch Mitarbeiter der „Zeitschrift für Theologie“, welche vom Jahre 1839—1849 von der Freiburger theologischen Fakultät herausgegeben wurde. Sie bringt in den Bänden 18 und 19 Beiträge Wörters zur Dogmengeschichte. — Vgl. C. Ritzenthaler, Gedächtnisrede auf den Geistlichen Rat Dr. Fr. Wörter, Professor der Dogmatik und Apologetik an der Universität zu Freiburg i. Br. Freiburg 1902. — Abiit, non obiit. Cornelius Krieg.

Karl Wörter.

Geboren am 17. Mai 1849 in Offenburg als zweites Kind einer wohlhabenden, dem Gewerbestand angehörigen, wackern Bürgersfamilie besuchte Wörter das Progymnasium seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Konstanz. Nach vorzüglich absolviertem Abiturium (1868) widmete er sich auf den Hochschulen Freiburg und Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. Mit Begeisterung folgte er 1870 dem Rufe des Vaterlandes zu den Waffen. Als Reserveoffizier des 4. badischen Infanterieregiments nahm er an all den rühmlichen Gefechten teil, von welchen die Geschichte dieses Regiments berichtet. Besonders zu erwähnen ist die Episode bei Frahier in der Schlacht bei Belfort, wo er als 21jähriger Leutnant nach Außergefechtsetzung aller übrigen Offiziere seiner Kompagnie unter schwierigen Verhältnissen das Kommando zu führen hatte. Im Jahre 1873 bestand Wörter mit glänzendem Erfolge die erste, 1875 mit gleicher Auszeichnung die zweite juristische Staatsprüfung. Demnächst im Sekretariat des großherzoglichen Ministeriums des Innern und bei verschiedenen Bezirksämtern verwendet, folgte er im Jahre 1876 einem Rufe der Bürgerschaft Pforzheims, woselbst er während einer kurzen Amtstätigkeit in der Bezirksverwaltung sich die allgemeinen Sympathien erworben hatte: er entschloß sich zur Annahme des ihm angetragenen Amtes als Bürgermeister der Stadt. In welch hohem Maße

hier die Pflichttreue des Mannes, seine Tüchtigkeit und sein leutseliges Wesen Anerkennung fanden und sich in dauerndem Andenken erhielten, beweist u. a. die Tatsache, daß, als Wörter im Jahre 1879 behufs Ausübung der Rechtsanwaltschaft nach Karlsruhe übergesiedelt war, er bei den nächsten Vakanzen des Oberbürgermeisterpostens in Pforzheim aus angesehenen Kreisen der Bürgerschaft um Genehmigung zur Aufstellung seiner Kandidatur angegangen wurde. Er lehnte ab; der unabhängigere Beruf des Rechtsanwalts, welchem er sich inzwischen mit der ganzen Energie seiner eminenten Arbeitskraft unter schönsten Erfolgen gewidmet, war ihm lieb geworden. — Bald war er in seinem Berufe als Anwalt der ersten einer. Seine eigenartige, schlichte, aber energische und ungemein wirkungsvolle, vornehme Beredtsamkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, sein durchdringender Verstand, seine umfassenden Kenntnisse auf allen Rechtsgebieten gewannen ihm überall höchste Achtung und Anerkennung. Mit besonderer Liebe arbeitete er auch literarisch, so insbesondere auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts. Was ihm aber bei seinen vielen Freunden und allen, denen es vergönnt war, ihm näher zu treten, vorzugsweise ein bleibendes Andenken sicherte und was ihm überall die Herzen gewann, das war die Gediegenheit und Lauterkeit seines Charakters, sein treuer Freundessinn, die Schlichtheit seines Wesens, sein bei aller Bestimmtheit bescheidenes, anspruchsloses Auftreten, — eine wahrhaft künstlerische, gemütvoll harmonische Natur, deren Reiz im geselligen Verkehr um so bestrickender wirkte, als dem geistvollen Manne auch die Gabe köstlichen Humors und eine urwüchsige, naive Schalkhaftigkeit zu eigen war, womit er Kollegen und Freunden so manche Stunde und Stimmung zu würzen und zu erheitern verstand. — Daß ein Mann von den Geistesgaben Wörters, wie in seinen jungen Jahren so im gereiften Mannesalter aus einem Bedürfnis seines warmen patriotischen Herzens heraus auch für die öffentlichen Angelegenheiten der Heimat und des Vaterlandes lebhafte Teilnahme betätigte, ist natürlich. So lange es ihm jedoch, ohne den Schein mangelnder Opferwilligkeit für die Allgemeinheit zu erwecken, irgend möglich war, hielt er sich bescheiden zurück; Ehrenämtern wich er förmlich aus; das ihm kurz nach seiner Übersiedelung nach Karlsruhe übertragene Amt des Vorsitzenden des Kreisausschusses, das er mit gewohnter Pflichttreue und Sachkunde versah, legte er bald wegen Überhäufung mit Berufsgeschäften nieder. — Allein es konnte nicht ausbleiben, daß seine Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit schließlich die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger in einer

Weise auf ihn lenkten, daß ihm, dem pflichttreuen Bürger und Patrioten, das Heraustreten aus dem Stillleben seiner Familie und seines Berufes eine sittliche Notwendigkeit erschien. Er wurde zum Stadtverordneten erwählt und schon nach wenigen Monaten in den Vorstand der Stadtverordneten berufen. Nach dem Tode Rudolf Kusels ernannte ihn die Regierung zum Fiskalanwalt. Die in glänzenden Proben bekundete politische Beredtsamkeit Wörters, seiner forensischen an Fülle der Gedanken, seinem Takte und Vornehmheit nicht nachstehend, erschloß ihm auch die politische Laufbahn. Grundsätzlich auf dem Boden der nationalliberalen Partei stehend, war er doch kein exklusiver Parteimann und konnte es nach seiner ganzen Individualität nicht sein. Er besaß den gefesteten Charakter, die Unbefangenheit und den Gerechtigkeitssinn, um einzig das, was er als sachlich richtig erkannt, mit dem unbeugsamen Mut seiner Überzeugung zu vertreten. Tief beklagt wurde sein allzu früher Heimgang von der liberalen Partei des Landes, in welcher er zweifellos zu hervorragender Wirksamkeit berufen worden wäre. Unerwartet ist er am 2. Dezember 1892 aus der Welt geschieden. (Beilage zur Karlsruher Zeitung vom 15. Dezember 1892.)

Franz Anton Zell,

der Sohn des bekannten, um die Entwicklung des badischen Staatslebens vielfach verdienten Professors der Philosophie und Philologie an den Universitäten Freiburg und Heidelberg Karl Zell (gest. 1873; vgl. Bad. Biograph. II, 534 ff.), wurde am 2. Februar 1826 zu Freiburg geboren, besuchte neben dem Unterrichte, den er von seinem Vater genoß, das Lyceum zu Karlsruhe (1837—1846) und die Universität Heidelberg, wo er, wie später in Bonn, mit großem Fleiß dem Studium des Lateinischen und Mittelhochdeutschen, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften, sowie rechtsgeschichtlicher Fächer oblag. Von Fr. J. Mone wurde er in den Jahren 1849 und 1850 in den praktischen Archivdienst eingeführt, von seinem Vater selbst auf längere Reisen, besonders nach Frankreich, mitgenommen und gebildet. Nach einer im August 1852 abgelegten Staatsprüfung in den archivalischen Wissenszweigen trat er beim General-Landesarchiv zu Karlsruhe als Hilfsarbeiter ein und beschäftigte sich neben dem regelmäßigen Dienste vornehmlich mit heraldischen Studien, als deren Frucht 1858 seine „Geschichte und Beschreibung des badischen Wappens“ erschien. Schon im

Sommer 1857 war er als erzbischöflicher Archivar zu Freiburg angestellt worden. Seit dem Jahre 1860 mit einem immer mehr sich verschlimmernden Beinleiden behaftet, mußte er sich den rechten Fuß amputieren lassen, wodurch seine ohnehin zarte und schwache Konstitution noch bresthafter und er eines ständigen Dieners bedürftig ward. Seinen Beruf als Archivar versah er trotzdem mit seltener Treue, Ausdauer und Hingebung bis zu seiner 1893 erfolgten Zuruhesetzung; er machte sogar noch zahlreiche und beschwerliche Reisen. Seine literarischen Arbeiten, die sich eng an seine Tätigkeit im erzbischöflichen Archiv anschlossen und wovon die „Registra subsidii charitativi des Bistums Konstanz am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts“ die bedeutendste ist, veröffentlichte er ausschließlich im „Freiburger Diözesan-Archiv“. Bis an seinen Tod war er mit Urkundenabschreiben, Wappenzeichnen und ähnlichem unermüdlich beschäftigt; nie war er untätig, und so langsam und schwerfällig er äußerlich erschien, so lebhaft und teilnehmend war er im Innern. Seine ganze Lebenszeit hindurch viel von Krankheiten heimgesucht, verfiel er noch wenige Monate vor seinem Ende fast völliger Erblindung und schmerzhafter, hoffnungsloser Erkrankung auch seines linken Beines. Er beschloß sein allzeit ebenso stilles und bescheidenes wie arbeitsames Leben am 12. Februar 1901. *

Hermann Zimmer

wurde am 1. Dezember 1814 in Baden-Baden geboren. Seine Voreltern stammten aus Ungarn. Der Vater, Joseph Zimmer, war k. k. Verpflegamts-Offizier und ließ sich später in Baden nieder, wo er zum Postexpeditor ernannt wurde; er starb bald nach der Geburt des Sohnes Hermann. Der Witwe wurde durch Entschließung Großherzogs Karl vom 12. Februar 1816 die Weiterführung des „Postexpeditions- und Posthaltereidienstes“ bis zur „Volljährigkeit und Brauchbarkeit eines ihrer Knaben“ übertragen. So war der Lebensberuf dem jungen Zimmer zum voraus vorgezeichnet. Die in ihrem bescheidenen Lebenskreise hervorragende Frau führte den ihr übertragenen Dienst bis 1836. Inzwischen war Hermann als der einzig überlebende Sohn im 17. Lebensjahr als Aspirant in den Postdienst eingetreten; er wurde 1832 unter die geprüften Postpraktikanten aufgenommen und leistete als solcher Dienste bei der von seiner Mutter geführten Postexpedition bis 1836. In diesem Jahr wurde er als Postoffizial bei dem Oberpostamt Karlsruhe ange-

stellt und 1840 zur Dienstleistung bei der Ober-Post-Direktion berufen, wo er bald durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten sich hervortat und einer glänzenden dienstlichen Laufbahn entgegenging. — Auf die geistige Entwicklung des jungen Zimmer war von maßgebendem Einfluß vor allem die Mutter, Franziska, geborene Jobert, eine mit scharfem Verstand und großer Willensstärke begabte Frau. Sie war auf die Ausbildung der schon frühzeitig hervortretenden nicht gewöhnlichen geistigen Anlagen des Sohnes sorgfältig bedacht. Außer dem Besuch des Pädagogiums seiner Vaterstadt genoß Zimmer noch den Unterricht eines akademisch gebildeten Privatlehrers und hörte einige Vorlesungen an dem damaligen Polytechnischen Institut in Karlsruhe, um sein Wissen über das an jener Mittelschule erreichbare Bildungsmaß hinaus zu erweitern. Vertrautheit mit neueren Sprachen erwarb er sich noch weiter durch den Besuch einer französischen Privatlehranstalt in Neuchâtel. Für den geistig regsamen und wißbegierigen jungen Mann wurden die Beziehungen besonders wertvoll, welche zu der Familie des damaligen Postdirektionsrates Braun in Karlsruhe aus dem dienstlichen Verkehr dieses Beamten mit der Postexpeditorin in Baden sich anbahnten und späterhin zu einem innigen Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnis der beiden Familien führten. In dem Braunschen Hause herrschte ein reges geistiges Leben. Die beiden Söhne des Hauses — Alexander, der nachmalige berühmte Botaniker, und Max, später Oberbergrat — sammelten einen erlesenen Kreis junger Männer um sich, so die angehenden Naturforscher Louis Agassiz und Karl Schimper, die Theologen Friedrich Ehrenfeuchter (damals Vikar in Karlsruhe) und Julius Holtzmann (später badischer Prälat), sowie die als gute Musiker bekannt gewordenen Brüder Anton und Joseph Gersbach. Ein reges wissenschaftliches und künstlerisches Treiben belebte die Zusammenkünfte dieses Kreises hochbegabter junger Männer, welcher auf den geistesverwandten jungen Zimmer eine starke Anziehung ausüben und seine eigene geistige Entwicklung bedeutsam beeinflussen mußte. Ein reger Anschluß zwischen den beiden Familien ergab sich, als Zimmers Mutter nach Abgabe des Postexpeditionsdienstes ihrem Sohn von Baden nach Karlsruhe folgte und in dem Braunschen Hause Wohnung bezog. Ihre einzige Tochter Mathilde wurde später die Gattin des Botanikers Alexander Braun; zwischen Zimmer und seinem Schwager bestand zeitlebens ein auf innerer Übereinstimmung beruhendes Band herzlichster Freundschaft. — Unter den Männern, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts für die Förderung und Ausgestaltung des badischen Verkehrs-



wesens maßgebend waren, steht Hermann Zimmer mit in erster Reihe. Seine Dienstlaufbahn fällt zusammen mit der Entstehung und stufenweisen Entwicklung des Eisenbahnnetzes. Schon als im Jahre 1840 die erste badische Eisenbahn und zugleich eine der ersten in ganz Deutschland, die Linie Mannheim-Heidelberg, fertig gestellt war, wurde Zimmer, unter Ernennung zum Eisenbahn-Stationsvorstand in Heidelberg, obwohl damals erst 27 Jahre alt, dazu ausersehen, die Leitung der Verwaltung zu übernehmen. Da man über den Betrieb von Eisenbahnen damals noch keine Erfahrungen besaß, so lag in diesem Auftrag ein großes Vertrauen in die Einsicht und Schaffenskraft des jungen Mannes, das er, wie die Folge erwies, in vollem Umfange rechtfertigte. Bevor er den Dienst antrat, nahm er einen längeren Urlaub, um in Belgien, das schon etwas früher mit dem Bau von Eisenbahnen vorgegangen war, den Betrieb gründlich zu studieren. Er beschränkte sich dabei nicht auf den administrativen Teil, sondern suchte auch in die Verhältnisse des technischen Fahrdienstes tunlichst einzudringen. Ausgerüstet mit diesen Kenntnissen und mit Unterstützung eines aus England beigezogenen Lokomotivmonteurs (die beiden ersten Lokomotiven kamen aus England), der das einheimische Maschinenpersonal einschulte, war er imstande, den Betrieb ordnungsmäßig ohne Schwierigkeiten und Unfälle durchzuführen. Unmittelbar vor der Vollendung der Bahnstrecke Heidelberg-Karlsruhe wurde er im Jahr 1842 in das Kollegium der Oberpostdirektion, der die Oberleitung des Eisenbahnbetriebs übertragen war, einberufen. Hier hatte er das gesamte Referat über Eisenbahnangelegenheiten wahrzunehmen. Er erwies sich in dieser Stellung von neuem als ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und hervorragendem Organisationstalent. Er war ganz auf sich selbst angewiesen, mußte alles aus eigener Initiative schaffen, da ihm erfahrene Kollegen oder Hilfskräfte nicht zur Seite stunden. Als nach Fertigstellung der Main-Neckar-Bahn (1846), an der Baden mit Hessen und Frankfurt beteiligt war, zur gemeinsamen Verwaltung in Darmstadt eine eigene Direktion eingesetzt wurde, trat Zimmer in diese Behörde als badisches Direktionsmitglied ein. Mit seinen reichen praktischen Kenntnissen und Erfahrungen war sein Wirken auch hier von größter Bedeutung und für Baden sehr wertvoll, da die Main-Neckar-Bahn das erste wichtige Verbindungsglied der Badischen Bahn mit den norddeutschen Bahnen bildete. Sein Einfluß bei der Main-Neckar-Bahn machte sich auch später noch lange fühlbar. Im Jahre 1852 kehrte Zimmer als Oberpostrat wieder nach Karlsruhe zur Direktion zurück

und wurde nach kaum zwei Jahren (16. Juni 1854) zum Direktor der Großh. Verkehrsanstalten ernannt. Diese Beförderung machte begreifliches Aufsehen. Zimmer war noch nicht volle 40 Jahre alt, als er an die Spitze eines so wichtigen und verantwortungsvollen Verwaltungszweiges berufen wurde. Er brachte für diese hohe Stellung keine akademische Vorbildung mit, er war ein typischer Selfmademan, aber von so anerkannter Tüchtigkeit, daß keine andere Persönlichkeit mit ihm in Wettbewerb treten konnte. Bei seiner Wahl hatte die Regierung zugleich Wert darauf zu legen, den Posten einem Manne zu übertragen, der bei Verhandlungen mit auswärtigen Eisenbahnverwaltungen neben der gebotenen Umsicht und Gewandtheit auch im persönlichen Verkehr geeignete Formen und Eigenschaften besaß, um seine Tätigkeit erfolgreich zu unterstützen. Diesen Anforderungen entsprach Zimmer in vollem Maße. In seiner äußeren Erscheinung eine hochgewachsene, stattliche Gestalt mit ausdrucksvollen energischen Gesichtszügen, die beim ersten Anblick auf einen Mann von hoher Begabung schließen ließen, war das Auftreten Zimmers von einer gewissen Sicherheit und wohlgerechtfertigtem Selbstbewußtsein begleitet. In den Debatten erzielte er durch seine logischen Ausführungen und seine gründliche Sachkenntnis meist einen durchschlagenden Erfolg. Dabei war er sehr sprachgewandt, er beherrschte die französische Sprache fast wie die deutsche. Er stand, wie bei der eigenen, so auch bei andern deutschen, österreichischen, selbst französischen und belgischen Bahnverwaltungen in hohem Ansehen. Bei Beratungen der verschiedenen Eisenbahnverbände wurde ihm, im Falle seiner Beteiligung, in der Regel das Präsidium übertragen. Wie hoch Zimmer im Auslande geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß ihm bald nach seiner Ernennung zum Direktor der Verkehrsanstalten von einer französisch-österreichischen Gesellschaft eine Generaldirektorsstelle in Wien für die Eisenbahnlinie Wien-Pest mit überaus glänzenden Bedingungen angeboten wurde. Er lehnte ab und begnügte sich mit seinem bescheidenen badischen Beamtengehalt, weil er es für seine Pflicht hielt, das von der Regierung in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und seine Kräfte dem eigenen Heimatlande nicht zu entziehen. An seine Beamten stellte er, wie an sich selbst, strenge Anforderungen. Wer diesen entsprach, hatte eine feste Stütze an ihm. In der Beurteilung des Personals war er gerecht, ohne jede Voreingenommenheit. Kleine Fehler übersah er gerne, wenn der Mann im übrigen tüchtig war. Pedanterie oder Kleinlichkeit lag ihm ferne. Er war von Natur wohlwollend und hilfsbereit. Dafür besaß er das volle

Vertrauen und die aufrichtige Verehrung seiner Untergebenen. — Nachdem Zimmer die Direktion der Verkehrsanstalten übernommen hatte, standen ihm große Aufgaben bevor. Im Anfang des Eisenbahnwesens entstanden zunächst nur isolierte Linien von größerer oder geringerer Ausdehnung. Jede Linie hatte ihre eigenen Tarife und Betriebsvorschriften. Als dann ein Zusammenschluß mit auswärtigen Linien stattfand und Transporte von einer auf die andere übergehen sollten, war es dem Versender oder einem Spediteur überlassen, für den Weitertransport zu sorgen. Die Wagen der einzelnen Bahnen liefen nur bis an das Ende des Bahngebietes; die Güter mußten dort umgeladen und der anschließenden Bahn mit neuen Frachtbriefen übergeben werden. Die Personen mußten umsteigen und neue Fahrkarten auf der andern Bahn lösen. So war es zuerst in Heidelberg, als die Main-Neckar-Bahn anschloß. Dazu kam auf der badischen Bahn noch der erschwerende Umstand einer verschiedenen Spurweite. Die badischen Bautechniker gingen anfangs von der Meinung aus, es werde in Deutschland die breitere Spurweite (1,6 m) durchdringen. Dies erwies sich als ein Irrtum. Auf sämtlichen deutschen und auswärtigen Bahnen kam die jetzt noch bestehende schmälere (1,345 m) Spurweite zur Anwendung. Auch die Main-Neckar-Bahn hatte diese Spur. Ein solcher Zustand der Absperrung konnte nicht fortdauern; Baden mußte sich mit Aufwendung großer Opfer zur Umänderung entschließen. Es war daher eine der ersten schwierigen Aufgaben des neuen Direktors, sich mit dem Gleisumbau sämtlicher im Betrieb befindlichen Linien (Mannheim bis Haltingen und Appenweier-Kehl), sowie der Umänderung des Fahrmateriales zu befassen. Die Ausführung erforderte, da der Betrieb nicht unterbrochen werden durfte, die größte Umsicht in der Anordnung und Leitung. Im Frühjahr 1854 begonnen, wurde die umfassende Arbeit im Zeitraum von knapp einem Jahr ohne Unfall vollendet. Nach Beseitigung der technischen Hindernisse zur Ermöglichung des durchgehenden Betriebs galt es nun im Wege der Verhandlungen mit den Anschlußbahnen die noch bestehenden tarifarischen Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Einführung direkter Frachtbriefe, direkter Tarife, direkter Expedition und direkter Kartierung und Abrechnung war zunächst die wichtigste Maßnahme, über die eine Verständigung zu erzielen war. Mit der Main-Neckar-Bahn und dem an diese anschließenden Mitteldeutschen Eisenbahn-Verband kamen zwar entsprechende Vereinbarungen schon vor Vollendung des Gleisumbaues zustande (1851/52), allein ihr voller Wert konnte erst mit der Ermög-

lichung des Wagendurchlaufs wirksam werden. Im Mai 1855 verkehrten die ersten durchlaufenden Wagen auf der Strecke Frankfurt-Kehl. Die jüngere Generation der Gegenwart, der die jetzigen vervollkommneten Einrichtungen vielfach noch nicht genügen, würde, wenn sie den Zustand des Verkehrswesens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts miterlebt hätte, mit Genugtuung anerkennen müssen, welch erstaunliche Fortschritte wir in den letzten 50 Jahren gemacht haben. Allerdings verlangte dies schwere Geistesarbeit und berufene Männer zur Durchführung. Zu den Männern, die in Deutschland um dieses große Werk sich vorzugsweise verdient gemacht haben, zählt auch Zimmer. Die vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen herausgegebene Festschrift über die Tätigkeit des Vereins in den ersten 50 Jahren seines Bestehens (1846—1896) enthält neben andern auch das Bildnis Zimmers, als einer „der Persönlichkeiten, die den Bestrebungen des Vereins ein besonderes Interesse gewidmet und sich um seine Entwicklung und die Ausbildung seiner Einrichtungen besonders verdient gemacht haben". — Von Mitte der fünfziger Jahre an nahm der Ausbau der Eisenbahnen allgemein einen ununterbrochenen Fortgang, das Eisenbahnnetz wurde immer dichter, die Maschen verengten sich mehr und mehr und in Baden wuchs damit auch die Zahl der Anschlüsse an auswärtige Bahnen in rascher Folge. Für das badische Bahnnetz am wichtigsten waren die Anschlüsse an die pfälzische Bahn bei Mannheim, an die bayerische Bahn bei Würzburg, an die württembergische Bahn bei Bruchsal, an die französische Ostbahn bei Kehl und die schweizerischen Bahnen bei Basel und Waldshut. Alle diese Anschlüsse veranlaßten umfangreiche Verhandlungen und Abmachungen über Fahrpläne, Regelung des durchgehenden Personen- und Güterverkehrs, Verständigung über die Betriebsvorschriften und Beförderungsbedingungen, Bildung der Verbandstarife, Vereinbarung über gegenseitige Wagenbenutzung und andere minderwichtige Angelegenheiten. Jeder neue Anschluß machte umfassende Änderungen in den Vorschriften über die Verkehrsleitung erforderlich, da die neuen Verkehrswege Gebiete an sich zogen, die bisher von anderen Linien bedient worden waren. Es bildeten sich mit der Zeit zahlreiche Verbände, die mit ihren parallel laufenden Linien durch Tarifherabsetzungen und Gewährung günstiger Beförderungsbedingungen unter sich in Wettbewerb traten und sich scharf bekämpften. Zur Beseitigung dieses unerwünschten Zustandes waren unter den beteiligten Bahnverwaltungen Vereinbarungen erforderlich, nach denen die Transportwege vertraglich festgelegt wurden. In allen

Verhandlungen auf diesem Gebiet war die Tätigkeit Zimmers für die badischen Bahnen von ausgezeichnet günstigem Erfolg. Durch sein scharfes Urteil, seinen weiten Blick über die voraussichtliche künftige Verkehrsgestaltung und nicht am wenigsten durch sein hohes persönliches Ansehen war es ihm gelungen, manches zu erreichen, was unter andern Umständen schwer zu erlangen gewesen wäre. — Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, das Wirken Zimmers in dieser Richtung weiter zu verfolgen; dazu wäre es nötig, auf die umfassende Geschichte der badischen Tarifpolitik im Personen- und Güterverkehr näher einzugehen. Es sollte nur kurz angedeutet werden, wie fruchtbringend seine Tätigkeit auf diesem Gebiete war, die in ihrer vollen Bedeutung nur von Sachverständigen richtig gewürdigt werden kann. Dem Verein der deutschen Eisenbahnverwaltungen, dem jetzt auch die österreichisch-ungarischen, die niederländischen und einige belgische Eisenbahnen angehören, war die badische Verwaltung schon im Jahre 1852 beigetreten. Der Verein hatte das Ziel, „durch gemeinsame Beratungen und einmütiges Handeln das eigene Interesse und dasjenige des Publikums zu fördern". Schon bei seiner Gründung hatte der Verein den allerdings von seiner Verwirklichung noch recht fern liegenden Gedanken, es sollten die deutschen Eisenbahnen nach außen hin wie ein einheitliches Netz betrieben werden. Seine Tätigkeit erstreckte sich daher auf Herbeiführung übereinstimmender und möglichst vollkommener Einrichtungen auf technischem Gebiete, wie in der Verwaltung, im Betrieb und Verkehr. Es wurde zunächst die Erlassung eines Vereins-Güterreglements beschlossen, das von dem leitenden Grundsatz ausging, daß jede zum Verein gehörige Bahn den Transport von Gütern von und nach Güterstationen anderer Bahnen zu übernehmen habe, ohne daß es behufs des Übergangs auf die andere Bahn eines Vermittlers bedürfe. Die Bemühungen des Vereins für Schaffung eines einheitlichen Betriebsreglements für den Güterverkehr und bald auch für den Personen- und Gepäckverkehr waren von bestem Erfolg begleitet; es enthielt die ersten Grundlagen für das deutsche Eisenbahnfrachtrecht und für die später vom deutschen Bundesrat erlassenen Betriebs- und Verkehrsordnungen. Vielfach sind die jetzigen Einrichtungen für den internationalen europäischen Verkehr nur Erweiterungen der seinerzeit vom Verein deutscher Eisenbahnen geschaffenen Regelungen. An der Bearbeitung und späteren Ausgestaltung all dieser Verkehrsvorschriften hatte auch die badische Eisenbahnverwaltung mitzuwirken, eine Aufgabe, der sich vor allem der erfahrene Leiter der Verkehrsdirektion zu unterziehen

hatte. Noch einmal trat an Zimmer eine ungewöhnliche Aufgabe heran. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 wurde die badische Bahn als Grenzbahn gegen Frankreich für Kriegszwecke durch Truppen-, Munitions-, Proviant-, Verwundeten- und Gefangenen-Transporte in außerordentlichem Maße in Anspruch genommen. Dank des anerkannten Organisationstalents und der auf gründlicher Sachkenntnis beruhenden tatkräftigen Anordnungen Zimmers wurde es der badischen Eisenbahnverwaltung möglich, die gewaltige Aufgabe ohne namhafte Störung des Privatverkehrs durchzuführen. — Mit der Postverwaltung, die seiner Leitung ebenfalls unterstellt war, hat sich Zimmer weniger intensiv beschäftigt. Das Eisenbahnwesen lag ihm näher und nahm seine Schaffenskraft beinahe ganz in Anspruch, jedoch soll damit nicht gesagt sein, daß seine Wirksamkeit im Postwesen von geringer Bedeutung gewesen wäre. Sein Anteil an dessen Entwicklung, insbesondere an dem Ausbau des deutsch-österreichischen Postvereins, an den Reformen im Tax-, Post-, Kurs- und Landpostwesen war immerhin hervortretend. Es standen ihm aber in der Direktion für das Postwesen erfahrene Räte zur Seite, auf deren Schultern er einen großen Teil der Arbeit abladen konnte. Im Jahre 1872 ging das Post- und Telegraphenwesen an das Reich über. Dies hätte der Direktion der Verkehrsanstalten eine Erleichterung gebracht, wenn nicht gleichzeitig die bisher der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues übertragene Leitung des Eisenbahnbaues ihr zugewiesen worden wäre. Von diesem Zeitpunkt an führte die Direktion der Verkehrsanstalten die Bezeichnung „Generaldirektion der Badischen Staatseisenbahnen" und der Vorstand den Diensttitel „Generaldirektor". Dem Generaldirektor Zimmer war für seine Person schon im Jahre 1866 der Titel und Rang eines Geheimrates zweiter Klasse verliehen worden. Der Zuwachs an Geschäften durch den Eisenbahnbau war sehr erheblich, da eine Reihe wichtiger Bahnbauten noch im Gange war. So schwoll die Arbeitslast des Generaldirektors immer mehr an. Als er im Jahr 1854 die Stelle antrat, hatte das badische Bahnnetz kaum eine Länge von 300 Kilometer, jetzt hatte es nahezu die vierfache Ausdehnung erlangt. Zimmer gehörte zu jenen gewissenhaften und ehrgeizigen Naturen, die alles selbst machen und nichts aus der Hand geben wollen. Bei ihm war diese Eigenschaft um so mehr erklärlich und entschuldbar, als er die ganze Verwaltung von Anfang an geschaffen, organisiert und weiter ausgebildet hatte; er war daher in allen Zweigen am besten orientiert und mit der Verwaltung innig

verwachsen. Doch schließlich scheiterte er an dieser Eigenart; er nutzte seine Kräfte unnötigerweise frühzeitig ab und nachdem die dienstlichen Interessen es als unvermeidlich hatten erscheinen lassen, eine Teilung der Arbeit durch anderweite Organisation der Generaldirektion vorzunehmen, war er eher geneigt, sich ganz zurückzuziehen, als sich sozusagen auf ein Altenteil setzen zu lassen. So suchte Zimmer im Januar 1876 um seine Zuruhesetzung nach. In dem Pensionierungsgesuch weist er darauf hin, „daß er nahezu vierzig Jahre in der Eigenschaft als Staatsdiener und 45 Jahre im Dienst des Staates überhaupt tätig war und während dieser langen Zeit in Treue zu seinem durchlauchtigsten Fürsten bestrebt war, dem Lande, soweit seine Kräfte gereicht, durch gute Dienste nützlich zu sein". Mit Allerhöchster Entschließung vom 3. Februar 1876 wurde seinem Ansuchen unter besonderer Anerkennung seiner langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienste stattgegeben. Als Zeichen weiterer Anerkennung verlieh ihm der Großherzog noch den Stern zum Kommandeurkreuz mit Eichenlaub vom Zähringer Löwenorden. Zimmers Brust zierte schon lange eine Reihe fremder hoher Ordensauszeichnungen. Sein Rücktritt erregte in der Verwaltung allgemeines Bedauern. Als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit wurden ihm zum Abschied vom Kollegium und den Bezirksbeamten verschiedene Ehrengeschenke überreicht. — Nach der Zuruhesetzung blieb Zimmer nicht untätig. Mit seinem regen Geiste und seinen reichen Erfahrungen beteiligte er sich nutzbringend an der Verwaltung von gemeinnützigen und Privatunternehmungen. Auch wurde er für die Landtagsperiode 1885/86 vom Großherzog zum Mitglied der Ersten Kammer der Landstände ernannt. — Zimmer war als Mensch von edler vornehmer Gesinnung, was auch schon in seiner äußeren Erscheinung zutage trat; alles Gemeine war ihm durchaus zuwider. Er hatte eine hohe Auffassung von der menschlichen Bestimmung und den hieraus für das Leben sich ergebenden Pflichten. An sich selbst stellte er, wie erwähnt, die strengsten Anforderungen sowohl im beruflichen als im privaten Leben. Tief durchdrungen von dem größten sittlichen Ernst und von einer echt christlichen Frömmigkeit faßte er alle Betätigung des irdischen Lebens nur als die Erfüllung der göttlichen Bestimmung des Menschen und als die Vorbereitung zum jenseitigen Leben auf. Eine streng sittenreine Lebensführung, die äußerste Hingebung an die Pflichten der Familie und des Berufes, die Treue gegen Fürst und Vaterland und die Liebe zu den Mitmenschen ergaben sich bei ihm deshalb von selbst als der naturgemäße Ausfluß des inneren Wesens. Selbstsucht, Eigennutz und Stre-

berei waren ihm fremd; niemals trat der eigene Vorteil der Sorge für das Wohl der Mitmenschen hemmend in den Weg. Die Nächstenliebe war ein hervorstechender Zug seines Wesens, jedoch gepaart mit einer gewissen Strenge: wer seines Wohlwollens teilhaftig sein wollte, mußte sich dessen würdig erweisen. Eine wahrhafte Frömmigkeit, frei von äußerlichem Schein, war ihm eigen geblieben von den unter der Obhut der Mutter verbrachten Kinderjahren bis ins hohe Alter. Mit Vorliebe beschäftigte er sich in den späteren Jahren seines Lebens, da die Berufspflicht nicht mehr auf ihm lastete, mit religiösen Fragen. Von Haus aus Katholik, zog ihn doch in gereiften Jahren der Geist der freien Forschung unwiderstehlich an und die jahrelang gehegte Hinneigung zum Protestantismus führte noch kurz vor seinem Lebensende auch zum äußeren Wechsel der Konfession. Politisch ist Zimmer niemals hervorgetreten, wiewohl er zu allen politischen Vorgängen und Fragen eine bestimmte Stellung einnahm; seiner Meinung gab er im engeren Kreise entschiedenen Ausdruck. Nach seinem ganzen Wesen wäre er am ehesten der konservativen Parteirichtung zuzurechnen gewesen, wenn er auch nicht zu ihr sich bekannt hat. Das politische Parteiwesen war ihm überhaupt nicht sympathisch; er war nicht im landläufigen Sinn Politiker. Durchdrungen aber war sein politisches Denken und Fühlen von der Liebe und Treue zum Fürstenhaus, er war Monarchist aus innerster Überzeugung; denn kraft seiner religiösen Grundsätze betrachtete er den Fürsten als die von Gott gesetzte Obrigkeit. Die fortschreitende Zersetzung der sozialen Verhältnisse, das Schwinden der Autorität und die immer mehr sich ausbreitende Abwendung vom religiösen Glauben erfüllten ihn mit ernster Besorgnis um die Zukunft der menschlichen Gesellschaft. Er war der Überzeugung, daß nur in der Rückkehr zur Religion der Weg zur Heilung der mit der modernen Entwicklung der sozialen Verhälnisse verbundenen Schäden zu finden sei. — Zimmer starb am 14. November 1893 in Karlsruhe. Mit ihm schied ein Mann, der unter Aufwendung seiner ganzen Lebens- und Geisteskraft Befriedigung darin gefunden hatte, seinem Heimatlande in treuer und unermüdlicher Arbeit vortreffliche und dauernd wertvolle Dienste zu leisten. In der Geschichte des badischen Eisenbahnwesens wird sein Name unvergessen bleiben. (Unter Mitbenutzung von Mitteilungen Familienangehöriger und eines ihm befreundeten Zeitgenossen, des Postdirektors a. D. Clady.) Zittel.

Reinhard Sebastian Zimmermann

wurde in Hagnau, einem großen, von Weingärtnern und Fischern bewohnten Dorfe am Bodensee, am 9. Januar 1815 in ziemlich dürftigen Verhältnissen geboren. Er kam nach einer trotz aller Armut in Wald und Feld glücklich verlebten Jugend, in welcher sich auch alsbald seine Lust zum Zeichnen zeigte, im Jahre 1828 zu einem Vetter in dem benachbarten malerischen Städtchen Meersburg, um besseren Schulunterricht zu genießen, als er in dem heimischen Dorfe zu haben war. Dort, an dem ehemaligen Sitz des Bischofs von Konstanz, einem reich mit Malerei und Skulptur ausgestatteten Palast aus der Zopfzeit, erhielt er auch die ersten künstlerischen Eindrücke, obwohl er jetzt bald in der Krämerei des Vetters als Lehrling eintreten und von morgens 5 bis abends 8 Uhr Kaffee auswägen und Düten drehen mußte. Daneben zeichnete er aber beständig und malte sogar schon Porträts, die er sich zur Aufbesserung seiner Finanzen bezahlen ließ. Ein paar kunstliebende Verwandte unterstützten ihn in diesen autodidaktischen Bestrebungen, während er schon immer von dem unter König Ludwig eben glänzend aufblühenden München hörte. Als er im zwanzigsten Jahr endlich seine Lehrzeit vollendet, kam er 1836, um Französisch zu lernen, nach Remiremont in den Vogesen, wo er fortfuhr, Miniatur-Porträts zu malen, und sich dadurch die Mittel zu kleinen Reisen erwarb. Dank den dort erworbenen Kenntnissen bekam er bald eine Stelle als Kommis im ersten Handlungshause in Freiburg i. Br., wo er seine Phantasie schon am herrlichen Dom und vielen anderen Bauten mit künstlerischen Eindrücken füllen konnte. Da nahm auch seine Liebe zur Kunst immer mehr zu, bis er es nach einigen Jahren gar nicht mehr aushielt und im Sommer 1840 nach München kam, um dort Maler zu werden. Von seinen kleinen Ersparnissen höchst bescheiden lebend, besuchte er die Akademie, wo ihm sein Landsmann, der Tiermaler Robert Eberle (Bad. Biogr. I, S. 207 ff.), sehr förderlich wurde. Da ihn der akademische Unterricht nicht so vorwärts brachte, wie er es erwartet hatte, begab er sich nach wenigen Jahren in die Schweiz, um sich durch Bildnisse Geld zu verdienen, und dann 1845 nach Paris. Auch dort mußte er sich mit Porträtmalen durchbringen und konnte kein Maleratelier besuchen, lernte aber eben doch viel durch das beständige Sehen, welches bei gut Veranlagten ja den Geschmack sehr rasch ausbildet. Nachdem er noch England und Belgien besucht hatte, kam Zimmermann im Frühjahr 1847 wieder nach München zu-

rück, um fortan da zu bleiben. Während er aber bisher nur Porträts gemalt hatte, versuchte er sich nun in Sittenbildern, die bald so großen Beifall fanden, daß er sich eine Familie gründen konnte. Denn das paßte durchaus zu seinem bürgerlich soliden, jeder Extravaganz abgeneigten Charakter. So hatte er auch den gesunden Verstand, gleich von allem Anfang an nur Motive aus seiner Heimat mit ihren Menschen zu malen, wie er sie von Jugend auf gekannt und geliebt hatte. So die durch drei Hagnauer Buben dargestellten „Heiligen drei Könige“, Szenen aus dem Fischerleben am Bodensee und dergleichen. Dann gab ihm die Beobachtung des Staunens der in der Schleißheimer Galerie herumgeführten Bauern Stoff zu einem oft wiederholten Bilde „Die Landleute im Schloß“. Auch eine „Teuere Zeche“ — wie das vorige aus dem Jahre 1853 — machte durch ihren trockenen Humor viel Glück. Am meisten gefiel aber eine dem Orgelchor in Meersburg beim Sonntagsgottesdienste entnommene Szene (1854), wo er in den dort Musizierenden lauter heimische, junge und alte Philister mit einer Treue und Ehrlichkeit darstellte, die ganz überraschend wirkte, schon darum, weil die Romantik damals ganz ausgelebt und man die schlechtgemalten Engel und Heiligen samt allen allegorischen Damen fast so satt hatte, wie die italienischen Mädchen und nordischen Recken in ihren so auffallend schlechtsitzenden Röcken. Die Pilotysche Schule aber, in der man dergleichen so viel besser machen lernte, existierte damals noch nicht. Mit gesundem Takt blieb Zimmermann aber auch später der schwäbischen Heimat und ihren Menschen immer treu, ja siedelte sich sogar in seinem geliebten Hagnau im Sommer förmlich an und malte alles, was ihm nur vorkam, ohne sich jemals viel auf Novellenkomponieren einzulassen. Höchstens, daß er einmal eine Impfstube mit ihren mörderlich schreienden Patienten zum besten gab, Hochzeiten und Kindtaufen oder Begräbnisse, noch lieber aber Bettelmusikanten, Spieler in der Kneipe oder „Weinproben“ darstellte. Auch die schwäbischen liberalen und radikalen jungen Weltumstürzer mit ihren viel konservativeren Vätern und Vettern hat er einmal sehr treffend in einem Bilde dargestellt, das jetzt die neue Pinakothek in München ziert, wie denn nach und nach in viele Galerien Bilder von ihm kamen. Er selber aber liebte auch das Wandern, und trieb es alle Sommer, bald da, bald dorthin. Auch in den Schwarzwald hat er sich begeben und unter der dortigen so malerischen Bevölkerung Studien gemacht. Am besten vielleicht gerieten ihm die Kinderbilder; so ist seine große Schusterwerkstatt im Ottobeurer Waisenhaus,

wo er sich wochenlang zum Studium aufhielt und noch mehrere Bilder davon malte, ganz prächtig geraten, obwohl er kein eigentlicher Seelemaler, sondern schlechtweg „Schilderer" war. Mittlerweile hatte sich sein Hausstand um zwei prächtige Buben vermehrt, die später beide Künstler geworden sind und von denen der älteste, Ernst, es zu großem Ruf brachte, indem er sich Rembrandt zum Muster nahm. Leider verloren sie bald ihre Mutter, die im Jahre 1857 einer Gehirnentzündung erlag. Nach zwei Jahren fand Zimmermann indes in einer jungen Witwe — einer Landsmännin — vollen Ersatz und die verwaisten Kinder wieder eine liebevolle Mutter. — Obwohl der Meister sich eigentlich nie an Menschen und Dinge machte, die er nicht gesehen hatte, und seine Kunst sich durch ihren nüchternen Realismus gerade am meisten von der unmittelbar vorausgehenden romantischen unterschied, da sie sich ganz an die Gegenwart und ans Nächstliegende hielt, so machte er doch einige Ausnahmen und stellte z. B. einmal französische Soldaten aus der Revolutionszeit als Einquartierung in einem fürstlichen Schloß dar, wo freilich dessen prachtvolle Gemächer im Gegensatz zu den zerlumpten Sansculotten den eigentlichen Inhalt bilden. Ebenso zierte er derartige vornehme Rokoko-Gemächer, die er mit Vorliebe darstellte, ab und zu mit Reifrock-Damen, ging aber dabei nie über die bloße Staffage hinaus. Besonders viel derartiges entnahm er dem prächtigen Würzburger Schloß. Am besten gerieten ihm aber doch immer die Bilder des unmittelbar Gesehenen, wie er denn z. B. 1861 für einen echt bayrischen „Schrannentag" die goldene Medaille auf der großen Kölner Ausstellung erhielt — das Bild wurde für das Kölner Museum erworben — und mit einem Hochzeitszug, der eben die Treppe hinabsteigt, selbst auf der Weltausstellung in Paris 1867 Glück machte. Auf der Wiener Ausstellung von 1873 gefiel dann auch ein Bild von ihm sehr, wo er wiederum im reichen Rokokosaal eine geistliche Deputation darstellte, die sich zur Audienz bei Serenissimus meldet. Es ist in englische Hände gekommen, wie denn die Engländer überhaupt viel Geschmack an seinen Arbeiten fanden und er in London in der Alberthalle immer gut verkaufte, so z. B. „Im Weinhaus", „In Pfarrers Bibliothek", „Weinproben" und dergleichen. In den siebziger Jahren entstanden dann noch die „Klosterschule", „Musikproben auf dem Lande", „Gemeinderatssitzung", „Mädchenarbeitsschule", mehrere Mönchsbilder ꝛc. Allmählich als sehr guter Haushälter zu Wohlstand gekommen und sogar Münchner Hausbesitzer geworden, machte er jetzt auch noch einmal mit seiner Frau

eine Reise durch ganz Italien und kam wohl entzückt von dem vielen Schönen, was er gesehen, zurück, aber doch nicht, ohne die trauliche Heimat am Bodensee, ja Deutschland überhaupt weit vorzuziehen, wie er uns in seinen für die Familie, zunächst seine Söhne Ernst und Alfred, geschriebenen „Erinnerungen eines alten Malers“ (München 1884) mit derselben schlichten Anspruchslosigkeit erzählt, die den ganzen Mann und seine Werke gleich entschieden und wohltuend charakterisieren. Ohne Zweifel sind diese Werke seither durch pikanter gemachte und genialer aufgefaßte oft überboten worden, man wird aber auch sie in ihrer treuherzigen und fast pedantischen Ehrlichkeit noch lange hochschätzen, genau wie so viele altdeutsche, deren ehrenfestes Handwerkertum in seiner unendlichen Gewissenhaftigkeit uns selbst neben dem Besten, was die Renaissance-Kunst überhaupt geschaffen, immer noch Respekt einflößt. Solch einem altdeutschen Malermeister glich R. S. Zimmermann durchaus, dem nichts ferner lag, als sich irgendwie durch Reklame interessant machen zu wollen, der seine Person überhaupt nie vordrängte, dafür aber ein guter Patriot, solider und hochachtbarer Bürger, unverbrüchlich treuer Gatte und liebevoller Vater war. Er starb am 16. November 1893 in München plötzlich nach kurzem Unwohlsein im Alter von fast 79 Jahren. (Münchner Allg. Zeitung 1893, Nr. 340 und Karlsruher Zeitung 1893, Nr. 319.)

Emil Zittel,

Dr. theol. und Kirchenrat, Stadtpfarrer in Karlsruhe, lange Zeit einer der bedeutendsten Vertreter der badischen Landesgeistlichkeit und der liberalen Richtung, ist der Sohn des verstorbenen Heidelberger Stadtpfarrers Karl Zittel, der in einem früheren Zeitraum der badischen Landeskirche eine ähnliche Stellung wie der Sohn eingenommen hatte, und der älteste dreier Brüder, von denen die beiden andern angesehene Stellungen teils im Staatsdienst, teils in der Wissenschaft bekleideten. Er ist in Lörrach am 14. August 1831 geboren, wuchs im Pfarrhause in Bahlingen am Kaiserstuhl zum Jüngling heran und vollendete seine Gymnasialstudien in Heidelberg, wo sein Vater 1847 Stadtpfarrer wurde. Seine Jugend fällt in die stürmische Zeit der Freiheitsbewegung der 40er Jahre und die Zeit, in der auch sein Vater im Sinne eines vernünftigen Fortschritts eine bedeutsame und tätige Stellung einnahm. Sich der Theologie widmend, studierte er in Heidelberg unter Rothe und Ullmann und in Jena

unter Rückert und Hase. Unter ihnen scheint Rückert vom größten Einfluß gewesen zu sein, von dessen Theologie er sagt, daß sie ihn „durch die außerordentliche Klarheit und Präzision der Darstellung" gewonnen habe. Sein Studium und das Erbe des Vaters, der als Begründer einer liberal-kirchlichen Richtung in Baden betrachtet werden muß, haben ihn gleichfalls dieser Richtung zugeführt. Im Jahre 1855 trat er nach bestandenem Examen in den Kirchendienst ein, wurde Vikar in Durlach und Pfarrverweser in Ettlingen. In diese Zeit fielen die Agenden- und Konkordatskämpfe, in denen auch sein Vater neben Schenkel eine leitende Stellung einnahm. Im Jahre 1863 wurde Zittel gleichzeitig mit Emil Frommel zum Stadtpfarrer in Karlsruhe gewählt. 1874 rückte er vom Pfarrer der Augartenpfarrei an die Stelle des verstorbenen Dekans Roth zum Pfarrer an der Stadtkirche auf und wurde gleichzeitig von der Diözesansynode zum Dekan erwählt. Langsam aber stetig erwarb er sich durch seine Begabung, die sich spät, aber dann rasch und reich entfaltete, durch seine Art mit den Leuten gemütlich zu verkehren und sein praktisches Geschick auch in Verwaltungssachen das Vertrauen der Gemeinde. Aber nicht nur in seiner Gemeinde, sondern im Lande und darüber hinaus wuchs sein Ansehen, seitdem er auch immer mehr als ein bedeutender Vertreter der liberalen Richtung in das öffentliche Leben eintrat. Als einer der jüngsten hat er der Gründung des deutschen Protestantenvereins 1863 in Frankfurt a. M. beigewohnt; seitdem bot ihm dieser Verein die nächstliegenden Anlässe und Anregungen für sein öffentliches Auftreten in Wort und Schrift. Er trat 1867 in die Redaktion des Südd. evang.-prot. Wochenblatts ein, hielt Vorträge in Karlsruhe und andern Städten und war namentlich auf den Protestantentagen eine vielbegehrte Kraft. Auf den Protestantentagen zu Wiesbaden 1874 und Bremen 1886 hielt er die Festpredigt; in Hamburg 1885 hatte er das Referat über die Frage: „Wie können die Freisinnigen für das kirchliche Leben gewonnen werden?", in Neustadt a. d. H. (1883) „über Luthers Reformationsvermächtnis an unsere Zeit", und in Gotha (1890) „über die kirchliche Gemeindeorganisation unsrer Städte". Zittel war keineswegs eine radikale oder agitatorische Natur, sondern eine trotz entschiedener Denkweise stets zur Versöhnung geneigte, die Spitze gern umbiegende, lieber bauende als kämpfende Persönlichkeit. Vom Jahre 1876 an bis 1892, wo er noch die Schlußpredigt hielt, war er als Vertreter seiner Diözese Mitglied aller Generalsynoden und hat an verschiedenen Aufgaben, z. B. an der Fassung des Katechismus, erfolgreich mitgearbeitet.

Er nahm im kirchlich-parlamentarischen Leben gewöhnlich eine einflußreiche Stellung ein, mehr bemüht um das Zustandekommen von wichtigen Beschlüssen mit großer Mehrheit, als um Behauptung der Parteistellung. 1886 wählte ihn die Generalsynode in ihren ständigen Ausschuß. Auch andere Auszeichnungen blieben nicht aus: 1884 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, 1886 aus Anlaß des Universitätsjubiläums von der Universität Heidelberg die Doktorwürde, kurz vor seiner Pensionierung den Titel Kirchenrat. Schon längere Zeit herzleidend, war er 1896 genötigt, von der Höhe einer stets sich steigernden Tätigkeit Abschied zu nehmen und in den Ruhestand zu treten. Unter schwerem Leiden, aber immer noch geistig tätig, führte er sein Leben bis zum 23. Januar 1899, an welchem ihn der Tod erlöste. — Wenn man von einem badischen Volkstypus sprechen darf, der sich aus der Mischung der Stämme herausgebildet hat, wenn man dabei an eine glückliche Mischung von Verstand und Gemüt, von wissenschaftlichem und praktischem Sinn, von prinzipieller Anschauung und mit einem überall mit dem Leben ausgleichenden Triebe, von fortschreitender Beweglichkeit mit besonnenem Maßhalten denken darf, so kann Zittel als einer der echtesten Vertreter bezeichnet werden. Geist und Gemüt, nüchterner Verstand und veranschaulichende Phantasie arbeiteten bei ihm glücklich zusammen. Er hatte eine große Begabung, die Dinge zu sehen, wie sie sind, das Charakteristische und Wesentliche daran und dies auch wieder treffend zu formulieren. Darin bestand der Wert seiner Predigten und Vorträge. Er war kein glänzender Redner, der mit dem Schwung rhetorischer Mittel arbeitete, sondern ein Redner, der sich durch die Sachlichkeit und Richtigkeit und die zutreffende Formulierung der Gedanken auszeichnete. In besonders scharfer Prägung trat bei ihm eine Abneigung gegen alles Doktrinäre, Pathetische, alle Prinzipienreiterei und allen blinden Eifer hervor, ein vernünftiger Realismus, der die Dinge nahm, wie sie liegen, ein immer aufs Ausführbare, Praktische, Zweckmäßige gerichteter Sinn, darum auch ein starker Zug auf Ausgleichung bestehender Gegensätze. Er war dabei ein Optimist, der sich die Dinge gerne nach seinem Herzen zurechtlegte, das Gute in den Verhältnissen mit Behagen genoß, an die Überwindung des Widerwärtigen und immer an eine gute Zukunft glaubte. Neben seiner Tätigkeit im Amte nahm seine schriftstellerische Tätigkeit den bedeutendsten Raum in seinem Leben ein. Er war kein Gelehrter; sein Interesse gehörte nur denjenigen Fragen, die für die Gemeinde von Bedeutung waren. Er war aber in hohem Grade be-

fähigt, ein Schriftsteller für die gebildete Gemeinde zu sein. Er verstand die Bedürfnisse der Gemeinde und wußte, was man ihr darbieten darf und wie man es ihr darbieten muß. Von seinem Vater hatte er die Gabe volkstümlicher Darstellung ererbt; er schrieb klar, einfach, anschaulich. Ein besonderes Anliegen war ihm, die Bibel den Gebildeten der Gegenwart verständlich zu machen und ihre Schätze in einer auch dem modernen Geschmack zusagenden Form darzubieten. Im Jahre 1880 gab er ein Neues Testament (Familienbibel) mit einer guten Übersetzung in heutiges Deutsch und mit Einleitungen und Erläuterungen für die Gemeinde heraus. Er selbst bearbeitete die Evangelien, die Apostelgeschichte und die Offenbarung Johannis. 1894 folgte eine völlige Umarbeitung dieses Werkes ausschließlich von seiner Hand (Die Schriften des Neuen Testaments, dem deutschen Volke übersetzt und erklärt), wobei der Ton der Lutherbibel taktvoll mit den Anforderungen des modernen Bedürfnisses vereinigt ist. Die Einleitungen in die einzelnen Schriften sind auch besonders herausgegeben (1895 „Vom Ursprung und Inhalt der Schriften des Neuen Testaments"). Am meisten eingeschlagen hat das Buch „Die Entstehung der Bibel" (5. Aufl. 1891), welches sich einer Reihe von Auflagen erfreut und, schließlich in die Reclamsche Sammlung aufgenommen, wieder neue Auflagen erlebt hat. Es macht die Ergebnisse der neueren Wissenschaft in klarer, geschmackvoller Darstellung und mit besonders feinem Sinn für das Poetische in der Bibel zum Besitze der gebildeten Gemeinde. In die Reihe der biblischen Schriften gehört auch die kleine Schrift „Wie Jesus von Nazareth der Messias oder Christus wurde", außerdem seine „Bibelkunde" für den Unterricht in den Mittelschulen, eine pädagogische Schrift, an deren Seite noch zwei Leitfäden für Schule und Konfirmandenunterricht zu setzen sind. Das Jahr des Lutherjubiläums 1883 stellte ihn vor die große Gestalt des Reformators und erregte in ihm den lebhaften Wunsch, Luther in gleicher Weise volkstümlich zu machen, wie er es mit der Bibel so glücklich versucht hatte. Da aber die Zunahme seiner Berufsarbeit und schwache Augen ihn daran verhinderten, begnügte er sich mit einer Herausgabe der Lutherschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Staats Besserung" und mit einem „Beitrag zu einem wirklichen Volksbuch über Luthers Leben und Schriften". In seinen letzten Jahren beschäftigte ihn hauptsächlich die badische Landeskirche, für die er ein warmes Herz hatte und deren Bedeutung er in einem Vortrage 1895 schilderte: „Was verdanken wir unserer evangelischen Landeskirche und was sind wir ihr

schuldig?" Aus den Studien, die ihn an die Anfänge der Landeskirche zurückführten, sind zwei wertvolle Beiträge zu ihrer Geschichte erschienen: „Das Zeitalter Karl Friedrichs als Vorbereitung der Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche" 1896 und „Das Reformationsjubiläum von 1817 und die Union" 1897 (beide bei Hörning, Heidelberg, während die übrigen Schriften im Verlage der Braunschen Hofbuchhandlung erschienen sind). Die Zeugnisse endlich der frohesten und genußreichsten Tage im Leben Zittels sind zwei Schriften, die seinem jährlichen Erholungsaufenthalt in der Schweiz entsprungen sind: „Die Reisebriefe aus Disentis" 1879 und die Touristenblätter unter dem Titel „Rings um die Jungfrau" 1892. Sie sind sichtlich mit Liebe geschriebene Beweise eines echten und tiefen Naturgenusses. Eine treue Lebensgefährtin hat er im Jahre 1857 in Amalie Diemer gefunden. Das Familienleben hat ihm zwar Sorge und Schmerz nicht erspart, ihm aber auch viele glückliche Tage bereitet. (Vgl. Deutsches Protestantenblatt 1899 Nr. 7; Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 99; Zeitbilder, Beilage zur Pfälzischen Presse 1897 Nr. 16 [mit Bild].)

D. W. Hönig.

Nachträge.

Julius Allgeyer,

der Freund und Biograph Anselm Feuerbachs, wurde am 29. März 1829 zu Haslach im Kinzigtal geboren. Frühe auf sich selbst angewiesen, kam er als Lehrling in eine lithographische Anstalt in Karlsruhe. Als Zwanzigjähriger in die Wogen des badischen Aufstandes hineingezogen und ausgewiesen, ging er, später amnestiert, mittellos aus der Schweiz wieder nach Karlsruhe zurück, nahm seine künstlerischen Versuche wieder auf und erhielt 1854 durch ein Stipendium die Möglicheit, sich in Düsseldorf als Kupferstecher weiter auszubilden. In Düsseldorf lernte er den um zwei Jahre jüngeren Johannes Brahms kennen, durch den er auch bei Klara Schumann eingeführt wurde; so knüpfte er hier Beziehungen, die durch sein ganzes Leben angedauert haben. 1856 ging Allgeyer mit einem Staatsstipendium nach Rom. Seine künstlerische Tätigkeit hatte er bis dahin, arm, wie er war, und gezwungen, nach Bestellungen der Kunsthändler zu arbeiten, als Stecher religiöser Gegenstände ausgeübt und zumal für Aufträge aus Maria Einsiedeln nach Joseph Heinemann und Aug. Scheffer gestochen. Auch in Rom setzte er diese Tätigkeit zunächst noch fort. Eine entscheidende Wendung in seinem Leben brachte die Bekanntschaft mit Anselm Feuerbach, die bald zur völligen Hingebung wurde. Vier Jahre, 1856—1860, hat er in Rom als Zimmernachbar und Freund des fast gleichaltrigen Künstlers, dessen hohe Freuden und bittere Schmerzen mit durchlebt und mit durchlitten. Diese Jahre haben den Grundstein zu seinem Charakter gelegt; das Verhältnis zu Feuerbach wurde für ihn fortan das Wichtigste und Wesentlichste von allem, bestimmte den Gesichtswinkel, unter dem er jedwedes Ding betrachtete und maß. 1860 verließ Allgeyer Rom und zog im folgenden Jahre wieder nach Karlsruhe, wo er mit einem verheirateten

Bruder ein photographisch-artistisches Atelier gründete. Er stellte seine künstlerischen Anlagen und Erfahrungen, was damals neu war, in den Dienst des Photographen, und zumal seine Spezialität, ganz große Aufnahmen nach dem Leben, erregten Aufsehen. Daneben gab er Schirmers biblische Landschaften in photographischen Nachbildungen heraus, und mehrere Hefte von ihm reproduzierter Gemälde Feuerbachs erschienen bei Velten in Karlsruhe. 1872 erging an Allgeyer die Aufforderung, in die Albertsche große photographische Anstalt in München einzutreten, die damals mit ihren Versuchen, das Lichtdruckverfahren auszubilden und mittels der Schnellpresse Massenauflagen graphischer Nachbildungen herzustellen, in vollster Arbeitstätigkeit und Blüte stand. Im Oktober des genannten Jahres siedelte er nach München über und rückte im Besitze des steigenden Vertrauens Joseph Alberts bald zum Vorstand der Anstalt empor. Als besondere Frucht dieser seiner Berufstätigkeit erschien 1881 das „Handbuch über das Lichtdruckverfahren" (in zweiter Auflage 1896). Im Jahre 1880 aus der Albertschen Anstalt ausgeschieden, warf Allgeyer sich zunächst mehrere Jahre aufs Erfinden und suchte das Verfahren, das im wesentlichen nachher von andern mit der Meisenbachschen Autotypie gefunden wurde, beteiligte sich dann weiterhin nochmals ein paar Jahre (1887—1892) an einem photographischen Unternehmen, bis zuletzt bei ihm der Entschluß reifte, das Leben seines 1880 verstorbenen Freundes Anselm Feuerbach zu schreiben. Das Buch erschien 1894 in zwei Bänden und aus dem Erfolge desselben gewahrte Allgeyer mit freudigem Staunen, daß das Ansehen Feuerbachs doch bereits fester stand, als er geahnt hatte. In den Jahren 1897 bis 1899 nahm er dann eine vollständige Umarbeitung des Werkes unter Benützung des im Besitze der Nationalgalerie in Berlin befindlichen Nachlasses Feuerbachs vor. Die Drucklegung dieser zweiten Auflage konnte er persönlich nicht mehr besorgen. Am 6. September 1900 nahm ihn der Tod hinweg. Aus seinem Nachlasse hat der Göttinger Kunsthistoriker Karl Neumann die „zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benützten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers" 1904 herausgegeben. Eine Biographie Klara Schumanns, die Allgeyer als alter Freund des Schumannschen Hauses 1898 zu schreiben übernommen hatte und die bis zum 7. Kapitel, der Verheiratung der Künstlerin, gediehen war, ist nicht veröffentlicht worden. (Nach dem Nachrufe, welchen K. Neumann im Begleitwort zur zweiten Auflage des Feuerbachbuches Allgeyer gewidmet hat.)

Robert Wilhelm Bunsen,

einer der größten Naturforscher aller Zeiten, der Nestor der chemischen Wissenschaft, wurde am 31. März 1811 zu Göttingen geboren. Sein Vater war der dortige Bibliothekar und Professor der neueren Sprachen Christian Bunsen und seine Mutter Friederike, eine geborene Quensel, die Tochter eines britisch-hannoverschen Offiziers. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Holzminden studierte er seit 1828 in seiner Vaterstadt Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik und Anatomie, erhielt 1830 auf seine Abhandlung «Enumeratio ac descriptio hygrometrorum, quae inde a Saussurii temporibus proposita sunt» den von der dortigen philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Preis und am 28. September 1831 auch den Doktortitel. Zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse besuchte Bunsen von Mai 1832 bis September 1833 Berlin, Gießen, Paris, Wien und Freiberg in Sachsen, habilitierte sich dann am 25. Januar 1834 als Privatdozent an der Universität Göttingen und übernahm daselbst nach Strohmeyers Tod 1835 stellvertretend dessen sechsstündige Vorlesung über theoretische und praktische Chemie. In diese Zeit fällt eine Arbeit Bunsens, die seinen Namen zuerst in weiten Kreisen bekannt machte, nämlich der Bericht über seine Entdeckung, daß frischgefälltes Ferrihydrooxyd Arsenvergiftungen unschädlich macht. Als dann 1836 der bisherige Lehrer der Chemie an der polytechnischen Schule zu Kassel, Heinrich Wöhler, Strohmeyers Stelle erhielt, wurde Bunsen Wöhlers Nachfolger in Kassel. Im Auftrage der kurfürstlich-hessischen Oberbergdirektion führte er hier Untersuchungen aus über die Vorgänge im Eisenhochofen und gelangte zu dem Ergebnis, daß auch in einem noch so gut geleiteten Hochofen drei Viertel des aufgewandten Brennstoffes verloren gehen. Im Oktober 1839 wurde er als außerordentlicher Professor der Chemie nach Marburg berufen und 1842 zum Ordinarius und Direktor des chemischen Instituts daselbst ernannt. Hier vollendete er seine in Kassel begonnenen Untersuchungen über die von Cadet 1760 durch Destillieren von Kaliumacetat mit Arsentrioxyd gewonnene, übel riechende, an der Luft rauchende und leicht Feuer fangende, giftige Substanz. Indem er aus dieser eine aus Kohlen-, Wasser-, Sauerstoff und Arsen bestehende Verbindung und eine Reihe mit dieser in nächster Beziehung stehender Körper isolierte, entdeckte er das Kakodyl, eine nur aus den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Arsen bestehende, an der Luft sich von selbst entzündende Flüssigkeit, eine Ent-

deckung, die der größte Chemiker der damaligen Zeit, Berzelius (1779 bis 1848), ein Meisterstück chemischer Forschung nannte, für welches die Wissenschaft Bunsen den größten Dank schuldig sei. Auch den weiteren unter gleich großen Schwierigkeiten und Gefahren mit beispielloser Sorgfalt und Sauberkeit ausgeführten Untersuchungen Bunsens über die Kakodylverbindungen, bei denen dieser die Sehkraft des rechten Auges und beinahe das Leben verlor, weist Berzelius einen sehr hohen Rang an. In die Marburger Zeit fällt auch die Konstruktion des nach ihm benannten galvanischen Elements, der Kohleuzinkbatterie, das bis zur Einführung der Dynamomaschine überall da Verwendung fand, wo man starke Ströme brauchte, besonders zur Erzeugung des elektrischen Lichtes und in der Galvanoplastik. Im Jahre 1846 trat Bunsen eine größere Reise nach Island an, um die Tätigkeit der dortigen Vulkane und Geiser zu studieren. Zur Erkenntnis der ersteren trug er durch eine Anzahl von Analysen wesentlich bei, während er das Phänomen der Geiser auf die Überhitzung des unter starkem Druck aus der Tiefe aufsteigenden Wassers zurückführte. 1849 lieferte er den Beweis, daß vollkommen reines Wasser in dicken Schichten eine blaue Farbe besitzt, wodurch auch das reizende Phänomen der blauen Grotte von Capri, in welche Licht nur durch eine hohe Schicht Meerwasser eintritt, seine Erklärung fand. 1851 folgte Bunsen einem Ruf an die Universität Breslau, wo er den Plan zu dem großartig angelegten Gebäude des chemischen Instituts entwarf und mit seinem Kollegen Gustav Kirchhoff (vgl. Bad. Biogr. IV, 218 ff.) den für die Wissenschaft so bedeutungsvollen Freundschaftsbund schloß. Im folgenden Jahre wurde Bunsen nach Heidelberg berufen. Hier setzte er seine Untersuchungen über die elektrolytische Abscheidung der Metalle fort und stellte so 1852 das Magnesium dar, das in Pulverform zur Erzeugung des Blitzlichtes bei photographischen Aufnahmen sich späterhin äußerst wertvoll erwies, 1854 auch das Aluminium, dann das Natrium, Barium, Calcium und Lithium. Als dann 1855 der von Bunsen längst ersehnte Laboratoriumsneubau bezogen worden war, da begann in ihm ein reges arbeitsames Leben. Von fern und nah strömten Schüler und schon ausgebildete Chemiker in Heidelberg zusammen, um unter Bunsen lernen und lehren zu dürfen. In dieser Zeit stellte Bunsen mit H. E. Roscoe photochemische Untersuchungen an, welche zuerst exakte Bestimmungen über die chemischen Wirkungen des Lichts brachten und die Grundlagen der neueren Vervollkommnungen unseres Wissens in diesem Teile der

physikalischen Chemie abgaben. 1857 erschien Bunsens berühmtes, klassisches Werk „Gasometrische Methoden", das 1877 eine zweite Auflage in England, Deutschland und Frankreich erlebte. In ihm hat Bunsen die Resultate seiner umfangreichen Untersuchungen über die Gasanalyse im Zusammenhange dargestellt. Im gleichen Jahre veröffentlichte er auch mit Schischkoff eine „Chemische Theorie des Schießpulvers". Seinen Weltruf aber hat sich Bunsen erworben durch die im Verein mit seinem Freunde Kirchhoff, der ihm bereits 1854 nach Heidelberg gefolgt war, 1859 gemachte Entdeckung der Spektralanalyse, wodurch es ermöglicht wurde, den chemischen Zustand der leuchtenden Weltkörper, namentlich der Sonne, zu erkennen und neue Elemente, wie das Cäsium und Rubidium, zu entdecken. Über die Spektralanalyse veröffentlichten beide Gelehrte 1861 das Werk „Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen". Von den weiteren Entdeckungen und Erfindungen Bunsens wollen wir hier nur noch den bekannten „Bunsenschen Gasbrenner" erwähnen. Trotz seiner großen Verdienste um die Wissenschaft, trotz der vielen Auszeichnungen, der vielen Orden und Ehrenzeichen, die ihm verliehen wurden, war Bunsen stets ein einfacher bescheidener Mensch. Er war aber auch ein kostbares Original, dessen Einfälle und Handlungen viele ergötzten, die mit ihm in Berührung kamen. — Am 16. August 1899 setzte der Tod seinem tatenreichen, in der Wissenschaft unvergeßlichen Leben ein Ziel. (Vgl. Gesammelte Abhandlungen von Robert Bunsen, im Auftrag der deutschen Bunsengesellschaft für angewandte physikalische Chemie herausgegeben von Wilhelm Ostwald und Max Bodenstein, 3 Bände, Leipzig 1904; Richard Meyer, Robert Wilhelm Bunsen, Westermanns Monatshefte, 1900, S. 400 ff.; Derselbe, Bunsen, Robert Wilhelm, Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, Berlin 1900, Seite 192 ff.; Robert Wilhelm Bunsen, ein akademisches Gedenkblatt, Heidelberg 1900; Heinrich Debus, Bunsen, Allgemeine deutsche Biographie, Band 47, Seite 369 ff.; H. Meidinger, Robert Bunsen, Badische Gewerbezeitung 1899, Nr. 36; Bunseniana, eine Sammlung von humoristischen Geschichten aus dem Leben von Robert Bunsen, Heidelberg 1904.) S.

Eduard Hauser,

geboren am 21. August 1825 in Rotweil am Kaiserstuhl als Sohn eines Lehrers, genoß seine erste Erziehung im elterlichen Hause und

besuchte dann die Lateinschule im benachbarten Altbreisach. Der Hang zur mechanischen Technik ließ ihn nach dem Abgang von der Schule eine Lehrstelle suchen, in der er sich zum Mechaniker auszubilden hoffte. In jener Zeit waren die Spieluhrenmacher in hervorragendem Ansehen, und alle Welt bewunderte die Erstlingswerke, die damals als Kunstwerke vom Schwarzwald kamen. Einer der hervorragenden Meister war Johann Georg Schöpperle in Lenzkirch und diesen wählte sich Hauser aus, um im Mai des Jahres 1840 bei ihm in die Lehre zu treten. Nur der Spieluhrenmacher durfte wähnen, ein Mechaniker im wahren Sinne des Wortes zu sein, denn er mußte alles selbst können. Er mußte sich seine hölzernen Windladen, seine Blasebälge, seine Messinglaufwerke, kurzum alles, was man zu einem Orchestrion benötigt, selbst machen, und obendrein gehörte zur Ausübung der Kunst noch eine musikalische Bildung. Das paßte dem jungen Hauser, und eine bessere Grundlage als Vorbildung für seinen späteren Beruf konnte er gar nicht finden. Hauser erkannte schon frühzeitig, daß es mit den Werkzeugen in der Werkstätte seines Meisters nicht sonderlich gut bestellt war, und daß auch die auf dem Walde wohnenden Holzuhrmacher sich mit primitiven Mitteln abplacken mußten, um eine einigermaßen gangfähige Uhr zustande zu bringen. Nach Beendigung seiner Lehrzeit entschloß er sich daher zu einer Änderung seiner Beschäftigung; er kehrte zunächst der Spieluhrmacherei den Rücken und ging in die französische Schweiz, wo damals die Taschenuhrmacherei schon in hoher Blüte stand und gute Werkzeugmacher allerorten zu finden waren. Die Jahre 1846/47 brachte Hauser in verschiedenen Werkstätten der Werkzeugbranche zu; er holte, was für die Erreichung seines Zieles zu holen war und kehrte nach dem Schwarzwalde zurück, um eine eigene Werkstätte zur Herstellung von Werkzeugen und Maschinen für die Uhrmacherei einzurichten. Daneben befaßte er sich mit dem Plane, Bestandteile für massive Uhren der hausindustriellen Uhrmacher zu fertigen, damit diese in die Lage versetzt würden, mit solchen Uhren gegen Frankreich und England konkurrenzfähig zu werden. Die Hauserschen Werkzeuge verschafften sich bald einen Ruf auf dem Schwarzwalde, und Hauser hatte die Genugtuung, daß bei Einrichtung der ersten Uhrmacherschule in Furtwangen im Jahre 1850 er Musterwerkzeuge liefern durfte. Seinen Lieblingsplan, die Massivuhrmacherei auf dem Schwarzwalde in weitgehendem Maße einzuführen, konnte er nur langsam zur Reife bringen, denn in so kurzer Zeit ließ sich eine alteingesessene Industrie nicht umgestalten.

Im Mai 1850 entschloß er sich im Verein mit seinem Freunde Ignaz Schöpperle, dem Sohne seines Lehrmeisters, eine Fabrik einzurichten, in welcher die Rohwerke für massive Uhren durch Spezialmaschinen so weit vorgearbeitet werden sollten, daß dem Uhrmacher nur noch die Bearbeitung der Hemmung und das Finieren verblieb. Die Einrichtung dieser Fabrik verschlang Hausers Mittel, und er fühlte sich in seiner geschäftlichen Weiterentwicklung gehemmt. Es mußte rascher gearbeitet, mehr produziert werden, wenn der Markt für diesen neuen Industriezweig gewonnen werden sollte. In dieser Einsicht wandte er sich im Januar des Jahres 1851 an die badische Regierung mit der Bitte, ihm zur raschen Durchführung seiner Pläne und zum Bau weiterer Spezialmaschinen der Rohwerkfabrikation ein zinsenloses Darlehen von 10000 Gulden, wovon die Hälfte als Betriebskapital Verwendung finden sollte, zu bewilligen. Hauser wollte dem ganzen Schwarzwalde, nicht sich selbst oder einem einzelnen dienen, und er fand es ganz gerechtfertigt, daß ihm bei seinen weitgehenden Absichten auch seitens der Regierung eine Beihilfe gewährt werde. Nach den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen konnte dies jedoch nicht geschehen; doch wurde der Firma Schöpperle und Hauser unterm 4. April 1851 in „Anerkennung ihrer Verdienste um Einführung der Fabrikation von Rohwerken zu Stockuhren auf dem Schwarzwalde eine Belohnung von 250 Gulden bewilligt“. Dieser Bescheid konnte Hauser selbstverständlich nicht befriedigen, und wollte er sich in der Entwicklung seiner Pläne nicht aufhalten lassen, so mußte er auf andere Wege bedacht sein, um zum Ziele zu gelangen. Er war in Lenzkirch als ein genialer, nüchterner und energischer Geschäftsmann bekannt, und so konnte es nicht fehlen, daß ihm Mittel zur Erweiterung seines Geschäftes von privater Seite vielfach zur Verfügung gestellt wurden. Im Sommer 1851 besprach er sich unter anderen mit einem Lenzkircher Kaufmann, Franz Joseph Faller, der in der Welt draußen gewesen war und die Handelsverhältnisse kannte. Dieser schlug vor, zur Beschaffung des erforderlichen Kapitals eine Gesellschaft mit mehreren Teilhabern zu gründen, und so entstand am 1. September 1851 die „Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation in Lenzkirch“. Für Hauser blieb in den folgenden Jahren eine Riesenarbeit zu bewältigen, denn in seiner Eigenschaft als technischer Direktor der Fabrik hatte er alle Spezialmaschinen zu konstruieren, deren Ausführung zu überwachen und daneben die gangbarsten Musteruhren auszuwählen, richtig durchzubilden und die Fabrikation derselben zu verteilen und zu ordnen. Wenn man

bedenkt, wie vielseitig sich die Uhrenfabrikation in Lenzkirch gestaltet hat, so muß man staunen und die Energie und Tatkraft des Mannes bewundern, der so im Laufe der Jahre Fabrikation an Fabrikation gereiht hat. Zunächst galt es, die massiven Uhren, die hauptsächlich aus Frankreich bezogen wurden, durch ein gleichwertiges Fabrikat vom deutschen Markt zu verdrängen; dies ist im Laufe der Zeit vollständig gelungen. Es mußte aber auch dem Geschmack nicht nur des deutschen, sondern des Weltmarktes Rechnung getragen werden, um für die inzwischen eingetretene Massenfabrikation das Absatzgebiet zu vergrößern. Die Pariser Pendulen mußten der Standuhr im Holzgehäuse weichen und die ausgedehnte Regulateurfabrikation verlangte die Einrichtung einer musterhaften Schreinerei. Um die Uhren fertig zu stellen und die Fabrikation von den Hilfsgewerben möglichst unabhängig zu gestalten, war die Einrichtung einer Gießerei, einer Vergolderei, einer Metalläzerei mit allen ihren besonderen Erfordernissen nötig, und wer je Gelegenheit hatte, einen Einblick in die Lenzkircher Fabrik zu tun, der hat erkannt, in welcher Vollkommenheit sich alle diese Betriebe betätigen. Nur auf diese Weise war es möglich, etwa 160 Werksorten im Laufe der Entwicklung in vielen hundert Ausstattungen dem Abnehmer darzubieten. Betrachtet man heute das Musterbuch der Lenzkircher Uhrenfabrik, so findet man Hausuhren, Normaluhren, Schiffsuhren, Tischuhren, Regulateure, während in der Fabrik selbst noch allerhand Laufwerke für elektrische Zwecke u. s. w. gemacht werden. Heute beschäftigt die Fabrik zwischen 500 und 600 Arbeiter, und ein ganzes Gemeinwesen verdankt ihr gleichsam sein Dasein, denn was wäre Lenzkirch ohne seine weltberühmte Uhrenfabrik? Bei all diesen Verdiensten, die sich Hauser um seine zweite Heimat, ja um die deutsche Uhrenindustrie überhaupt erworben hat, ist er immer der bescheidene, schlichte Bürger und der väterliche Freund seiner Arbeiter geblieben. An äußerer Anerkennung hat es ihm von Anfang an nicht gefehlt. Schon im Jahre 1858 wurde dem von ihm gegründeten und mit Liebe und Sorgfalt weiter entwickelten Etablissement von seinem Landesfürsten die goldene Verdienstmedaille für Förderung des Gewerbes und Handels aus Anlaß der durch dasselbe bewerkstelligten „Einführung fabrikmäßiger Anfertigung von Uhrwerken und Uhrenbestandteilen in bedeutender Ausdehnung" zuerkannt. Hauser selbst erhielt für seinen persönlichen Anteil an der Hebung der Uhrenfabrikation 1867 in Paris die bronzene Medaille, 1873 in Wien die bronzene Medaille und vom Niederöster-

reichischen Gewerbeverein die silberne Medaille, 1885 in Antwerpen ein Diplom mit Medaille. Großherzog Friedrich, der Hausers Verdienste kannte, verlieh ihm außerdem im Jahre 1891 das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen. Hauser starb am 22. Juli 1900. Mit ihm wurde ein Mann zu Grabe getragen, gleich hervorragend als Fachmann wie als Mensch und ausgestattet mit allen bürgerlichen Tugenden. (Nach dem Artikel von Professor F. Ant. Hubbuch in Straßburg „Eduard Hauser und die Lenzkircher Uhrenindustrie" in der Badischen Gewerbezeitung 1901, 336—339.)

Karl Joerger.

Im ersten Drittel des verflossenen Jahrhunderts, als allmählich der Verkehr von Bann- und Stapelrechten befreit wurde und die zahlreichen Zollschranken zu fallen begannen, regte sich auch in Mannheim der kaufmännische Unternehmungsgeist. Die Stadt wurde bald der Sitz eines bedeutenden Großhandels, insbesondere mit Kolonialwaren, Kaffee und Zucker, dessen Gewinnung aus der Rübe damals auch in Baden eine verhältnismäßig bedeutende Rolle zu spielen begann. Unter den diesem Geschäftszweige gewidmeten Großhandelshäusern ragte die Firma Jos. Tunna hervor. An diesem Unternehmen beteiligte sich Karl Sebastian Joerger, der Vater Karl Joergers, seit 1827 als Gesellschafter und führte es nach dem Tode Joseph Tunnas vom 1. Januar 1839 ab auf eigene Rechnung unter der Firma S. Joerger weiter. Aus seiner Ehe mit Franziska Müller von Rastatt wurde ihm am 4. Januar 1837 Karl Joseph Sebastian Valentin Joerger geboren. Karl Joerger blieb, nachdem zwei andere Söhne im frühesten Kindesalter verstorben waren, neben einer Schwester der einzige Sohn aus dieser Ehe. Er besuchte die Bürgerschule in Mannheim und wurde zu seiner weiteren Ausbildung auf mehrere Jahre einem Pensionat in Lausanne anvertraut. Zurückgekehrt, trat er im väterlichen Geschäft in die Lehre, nach deren Beendigung er sich mehrere Jahre in Rotterdam und London kaufmännisch betätigte. Am 1. September 1861 trat er als Gesellschafter in die väterliche Firma ein. Am 7. Juni 1864 verheiratete er sich mit Marie Oesterlin. Nach dem am 5. Februar 1866 erfolgten Tode des Vaters übernahm er das Geschäft allein. — Karl Joergers Stellung im öffentlichen Leben war eigener Art; seiner vornehmen und zurückhaltenden Natur widerstrebte es, sich irgendwo vorzudrängen, eine Rolle



zu spielen. Wo er eingriff und mitarbeitete, tat er es aus innerer Überzeugung. Die Selbständigkeit seines Charakters zeigte sich auch in seinem Anschluß an die altkatholische Bewegung. Als Inhaber eines für jene Zeit bedeutenden Handelshauses von altbegründetem Ansehen zog Karl Joerger schon frühzeitig die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich; das Vertrauen, das die Firma genoß, wendete sich auch dem jungen, neuen Inhaber zu und seine Zurückhaltung verhinderte nicht, daß die Mitbürger ihn schon in jungen Jahren zur Mitarbeit in den öffentlichen Angelegenheiten beriefen. Karl Joerger hat dies Vertrauen bis zu seinem allzu frühen, schmerzvollen Ende vollauf gerechtfertigt. Eben 33 Jahre alt, wurde er am 15. Februar 1870 zum Mitgliede der Handelskammer seiner Vaterstadt erwählt, der er von da an ohne Unterbrechung, seit 1881 als Vizepräsident, angehört hat. Im Jahre 1872 wurde er zum stellvertretenden Handelsrichter bei dem Anfang 1868 gebildeten Handelsgericht ernannt und trat als Handelsrichter in die auf Grund der Justizorganisation am 1. Oktober 1879 beim Gr. Landgericht errichtete Kammer für Handelssachen ein; erst die beginnende Todeskrankheit zwang ihn im Jahre 1895, diesem von ihm besonders geschätzten Ehrenamt zu entsagen. Während des deutsch-französischen Krieges war er eines der tätigsten Mitglieder des Vorstandes im Zentralkomitee der Lazarette, sowie Mitbegründer einer Vereinigung zur Unterstützung der Landwehrfrauen. In dem aus dieser Vereinigung hervorgegangenen, am 26. März 1871 gebildeten Mannheimer Bezirksausschuß der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden bekleidete er das Amt des Rechners bis zu seinem Tode. In den Bürgerausschuß seiner Vaterstadt wurde er bereits im Jahre 1871 gewählt; er hat dieser Körperschaft mit einer kurzen, von 1881 bis 1884 währenden Unterbrechung bis zu seinem Tode, in den Jahren 1887—1890 als stellvertretender Obmann des Stadtverordneten-Vorstandes, angehört. Die Kirchengemeinde seines Bekenntnisses berief ihn ebenfalls frühzeitig zum Mitgliede ihres Vorstandes und Schatzungsrates. Zahlreich waren die Mannheimer Unternehmungen auf dem Gebiet des Verkehrs-, Versicherungs-, Bankwesens und der Industrie, die es sich zur Ehre rechneten, einen Mann von dem Charakter und den kaufmännischen Fähigkeiten Karl Joergers als Berater in ihren Aufsichtsräten zu gewinnen; in die Verwaltung zweier mit der Entwicklung Mannheims besonders eng verknüpfter Institute, der Mannheimer Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft und der Badischen Schiffahrts-

Assekuranz-Gesellschaft wurde er als Nachfolger seines Vaters bereits Anfang 1866 berufen. Dem Aufsichtsrat des ersten Mannheimer Bankinstituts, der Rheinischen Kreditbank, hat er vom Jahre 1882 an bis zum Tode angehört. Seit 1883 saß er im Aufsichtsrat der Mannheimer Gummi-, Guttapercha- und Asbestfabrik und seit dem Gründungsjahre 1886 in dem der Badischen Rück- und Mitversicherungsgesellschaft. — Diesem äußerlich vielgestaltigen Leben gab der Charakter des Mannes einen reichen Inhalt. In seinem Beruf ausgezeichnet durch rastlosen Fleiß, Beharrlichkeit und weiten kaufmännischen Blick, erhob er seine Firma zu einem der angesehensten Großhandelshäuser Südwestdeutschlands; mit einem hochentwickelten Sinn für Recht und Ehre verband er die wohlwollendste Auffassung seiner Befugnisse und Pflichten gegenüber seinen Angestellten. Der Wert seiner Mitarbeit in den städtischen Angelegenheiten beruhte auf der frühzeitigen Erkenntnis der Entwicklungstendenz seiner Vaterstadt, die ihn zu einem entschiedenen Befürworter und Förderer zahlreicher wirtschaftlicher Unternehmungen der Stadtgemeinde machte; dabei betonte er mehr als andere die ästhetischen und hygienischen Gesichtspunkte, die auch nach seinem Tode ein wichtiger Teil des Stadterweiterungsplanes geblieben sind. Nicht fehlen darf in Karl Joergers Charakterbild die besonders rühmliche Art, in der er sich im Verein mit seiner ihm im Tode kurz vorangegangenen edlen Gattin zeit seines Lebens auf dem Gebiete der Wohltätigkeit hervorgetan hat. Im stillen haben beide mit nie versagender Herzensgüte ungezählte Akte der Barmherzigkeit geübt und manchen Kummer gestillt; wo es sich immer um Bestrebungen handelte, die der opferbereiten Betätigung echten Bürgersinnes zu ihrer Förderung bedurften, stand Karl Joergers Name stets obenan, und er beschränkte sich nicht auf vornehm liberale Beisteuer, sondern stellte, soweit ihm das seine vielseitige öffentliche Tätigkeit gestattete, seine Arbeit und sein organisatorisches Talent in den Dienst der Sache. Das soziale Pflichtbewußtsein der wohlhabenden Bürgerschaft der werdenden Großstadt fand in ihm einen der verständnisvollsten Bekenner und Förderer. Seit den 70er Jahren gehörte er dem Stiftungsrate der von Hövelschen Stiftung und des katholischen Almosenfonds an; in dem Komitee zur Abwehr der durch den schweren Winter 1879/1880 hervorgerufenen Not hatte er eine führende Rolle inne. Seiner Initiative und Opferbereitschaft verdankt das für die arbeitende Bevölkerung so segensreiche Institut der Volksküche seine Entstehung. Er war es, der aufs wärmste für die Speisung armer

Schulkinder aus Mitteln der Gemeinde eintrat mit der schönen und bezeichnenden Begründung, daß auch solche vermögende Einwohner, die sich sonst der Wohltätigkeit fernhalten, in entsprechender Weise herangezogen werden. Seine Schätzung der Pflege körperlicher Gewandtheit — er selbst pflegte die Reitkunst bis in die letzten Lebensjahre — betätigte er durch seine Mitarbeit in der Leitung des Badischen Rennvereins und der Tattersall-Aktiengesellschaft. Dem offenen und freundlichen Wesen, der vornehmen Denkweise und den edlen Eigenschaften des Charakters entsprach eine hohe, ritterliche Erscheinung, die niemand übersehen und deren anziehendem Eindruck sich niemand entziehen konnte. So war denn, als Karl Joerger nach qualvollen Leiden am 6. Oktober 1895 dahingerafft wurde, die Trauer in der Bürgerschaft aufrichtig und allgemein. Seine fruchtbare Tätigkeit zum Wohle der Stadt und des Heimatlandes wurde nicht nur von seinen Mitbürgern, sondern auch von seinem Landesherrn anerkannt; seit dem 9. Juli 1871 schmückte ihn neben dem badischen und deutschen Kriegserinnerungszeichen das Ritterkreuz I. Kl. des Ordens vom Zähringer Löwen; im Jahre 1885 ernannte ihn der Großherzog bei der ersten Verleihung dieses Titels zum Kommerzienrat, und wenige Monate vor dem Tode erreichte ihn die Nachricht von der Ernennung zum Geheimen Kommerzienrat.

O. Emminghaus.

Karl Gustav Adolf Knies,

der bekannte Nationalökonom und Statistiker, wurde am 29. März 1821 zu Marburg an der Lahn geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und das zu Fulda, studierte von 1841 bis 1845 an der Universität seiner Vaterstadt Staats- und Rechtswissenschaften und promovierte und habilitierte sich dann 1846 ebenda als Privatdozent für Geschichte und Staatswissenschaften. Im Auftrag des Märzministers Eberhard arbeitete er 1849 den Plan zur Gründung eines Polytechnikums in Kassel aus, an dem er eine Lehrstelle übernehmen sollte. Doch zerschlug sich seine Beförderung zum Professor, weil er sich weigerte, die Erklärung abzugeben, daß er nichts der Politik des Ministers Hassenpflug Nachteiliges vortragen wolle. So übernahm er denn 1852, durch die politischen Verhältnisse gezwungen, eine Lehrerstelle an der Kantonschule zu Schaffhausen, von wo er 1855 auf Grund seiner hervorragenden statistischen und staatswissenschaftlichen Arbeiten als ordentlicher Professor der Kameral-

wissenschaften nach Freiburg i. Br. berufen wurde. Hier verfaßte er 1860, als der Abschluß des badischen Konkordats bevorstand, das „Promemoria der protestantischen Professoren an der badischen Landesuniversität Freiburg" und nahm seit 1861 als Mitglied der Zweiten Kammer hervorragenden Anteil an dem politischen Leben. 1862 wurde er zum Direktor des neu errichteten badischen Oberschulrats für Mittel- und Volksschulen ernannt. In dieser Stellung arbeitete er die Vorlage für eine Reform des badischen Volksschulwesens aus, und als die Agitation der katholischen Geistlichkeit den Schulstreit verschärfte, das Spezialgesetz über die nicht konfessionellen Aufsichtsbehörden für die badischen Volksschulen vom 29. Juli 1864, das er als außerordentliches Mitglied des Ministeriums des Innern vor den badischen Landständen energisch vertrat. Als dann zwischen der Regierung und der katholischen Volkspartei ein Kompromiß zustande kam, sah er sich zum Rücktritt veranlaßt. 1865 wurde er nach Heidelberg als Professor der Staatswissenschaften berufen, war dann später wiederholt Mitglied und 1882 auch Vizepräsident der Ersten Kammer. 1896 trat er in den wohlverdienten Ruhestand und starb am 3. August 1898 unerwartet infolge eines Schlaganfalls. — Knies ist neben Roscher, Schütz und Bruno Hildebrand ein Hauptvertreter der historischen Richtung in der Volkswirtschaft und der Begründer der neuen wissenschaftlichen Auffassung der Statistik. Neben seinem Lehramt entfaltete er eine reiche literarische Tätigkeit. Seine Zeitschriftenaufsätze und selbstständig erschienenen Werke legen ein Zeugnis ab von seiner tiefen geschichtsphilosophischen Auffassung der Volkswirtschaft. Von seinen Schriften seien hier aufgeführt: „Die Statistik als selbständige Wissenschaft" 1850; „Die katholische Hierarchie" 1852; „Die politische Ökonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode" 1853, die 1883 in zweiter Auflage unter dem Titel „Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte" erschien; „Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen" 1853; „Der Telegraph als Verkehrsmittel, mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt" 1857; „Die Dienstleistung der Soldaten und die Mängel der Konskriptionspraxis, eine volkswirtschaftliche Erörterung" 1860; „Zur Lehre vom volkswirtschaftlichen Güterverkehr" 1862; „Finanzpolitische Erörterungen" 1871; sein Hauptwerk „Geld und Kredit", 3 Bände, 1873 ff. in erster und Band 1 1885 in zweiter Auflage; „Weltgeld und Weltmünze" 1874. Schließlich sei genannt das 1892 erschienene, von ihm im Auftrage der Badischen Historischen Kommission,

deren Mitglied er war, bearbeitete und durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie eingeleitete zweibändige Werk „Karl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont". (Vgl. besonders: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1898, Seite 90 f.; E. Blenck, Knies, Karl Gustav Adolf. Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog 1899, Seite 110 ff.) S.

Luise Lenz-Heymann

wurde am 11. Februar 1825 als Pfarrerstochter in St. Georgen im Schwarzwald geboren; der Vater war ein stiller Gelehrter, der die Pflichten seines Amtes mit Treue erfüllte. Die durch Arbeit schwer belastete Mutter zeichnete sich durch Innigkeit des Gemütes aus. Luise wuchs in kinderreicher Familie frisch und fröhlich auf. Das schlanke, schöne Mädchen mußte sich neben der Hilfe, die sie im Haushalte der Mutter leistete, auch der Gemeindepflege annehmen, die damals in Baden hauptsächlich in den Händen der Pfarrfrauen und Pfarrtöchter lag. Hier lernte sie die Not des Lebens schon früh kennen und die Kunst, mit geringen Mitteln zu helfen. Im Jahre 1850 verließ sie ihr Elternhaus und nahm eine Stelle als Stütze der Hausfrau in einem Patrizierhause in Frankfurt a. M. an. Der frühe Tod des Vaters rief sie für einige Zeit ins Elternhaus zurück, aber 1858 sehen wir sie als Repräsentantin im Hause des Fabrikanten Lenz in Zell in Baden. Hier umwehte sie eine geistige Atmosphäre, in der das klar fühlende und denkende Mädchen in neue Anschauungen und in modernes Empfinden hineinwuchs. Lenz selbst, durch Erziehung, Begabung und Talente ausgezeichnet, ein Träger vielseitiger Weltbildung, wurde ihr Lehrer, und es entwickelte sich zwischen diesen beiden Menschen eine schöne Freundschaft, die sich über das Alltägliche erhob und bis zum Tode dauerte. — Unter den sozialen Fragen, die in dem Kreise geistig strebender Menschen, welche sich in jenem Hause versammelten, besprochen und diskutiert wurden, stand die Frauenfrage im Vordergrunde; Lenz war ihr eifrigster und begeisterter Verfechter. Er erfaßte und würdigte das Ringen der deutschen Frauen nach materieller und geistiger Befreiung und sah diese Frauen ausgeschlossen von jeder höheren Geistesarbeit. Hier in erster Linie wollte er helfen. Er war schon betagt, als er Luise Heymann, noch bevor sie im Jahre 1876 seine Gattin wurde, zu

seiner Universalerbin einsetzte, wohl wissend, daß sie für die soziale Not der Frau das wärmste Herz und volles Verständnis hatte und dasselbe tun würde wie er, um helfend einzugreifen. 1868 hatte Lenz seine Steingutfabrik in Zell, die unter ihm berühmt geworden war, aufgegeben und war später nach Bern übergesiedelt, wo er ein Landhaus mit schönem Garten kaufte, das eine ganz unvergleichliche Aussicht auf das Berner Oberland darbot. Dort hat Luise Lenz-Heymann bis zu ihrem Tode gelebt. Um den Schmerz der Vereinsamung zu überwinden, den sie nach dem Tode ihres Gatten empfand, gab sie sich mit all ihren Kräften einer umfassenden Liebestätigkeit hin, die vorwiegend darauf gerichtet war, die geistige Not der Frau zu lindern. Im Anfang der 80er Jahre erschien in allen Zeitungen die Nachricht, daß der Universität Heidelberg 200 000 Mk. angeboten worden seien, deren Zinsen zu Stipendien für weibliche Studierende verwendet werden sollten. Die Universität lehnte diese Schenkung ab. Frau Lenz gab dies Kapital nun dem „Allgemeinen deutschen Frauenverein", mit dessen Gründerinnen und Führerinnen sie später in nähere persönliche Beziehungen trat, und den sie auch als Haupterben ihres großen Vermögens eingesetzt hat. — Sie starb in Bern im November 1900. (Frankfurter Zeitung 1900, Nr. 65, Abendblatt.)

Viktor Meyer

wurde am 8. September 1848 zu Berlin geboren als Sohn eines Kattunfabrikbesitzers, der ihm, wie seinen Geschwistern, eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen ließ. Bereits mit 16 Jahren bestand er die Abiturientenprüfung des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, in dessen Tertia er mit 10 Jahren eingetreten war. Für die bedeutende Fabrikation seines Vaters zeigte er nur geringes Interesse, und sein Wunsch, Schauspieler zu werden, konnte nur mit Mühe von den Eltern unterdrückt werden. Gelegentlich eines Besuches in Heidelberg entschied er sich jedoch ganz plötzlich für das Studium der Chemie, dem er sich zunächst in Berlin und seit 1865 unter Bunsen (siehe oben) in Heidelberg widmete. Hier promovierte er 1867 und führte als Bunsens Assistent Analysen von Mineralquellen aus. 1868 kehrte er nach Berlin zurück, um unter Baeyer seine weitere Ausbildung zu finden. Durch seine trefflichen persönlichen Eigenschaften gewann er sich die Herzen aller, die mit

ihm in Berührung kamen. In diese Zeit fällt seine interessante Abhandlung in Liebigs Annalen, in der er die Umwandlung von Sulfosäuren in Karbonsäuren mittelst ameisensauren Natriums lehrte und so in den damals höchst aktuellen Kampf um die Ortsisomerie bei den Benzolderivaten eintrat. 1871 wurde Meyer auf Baeyers Empfehlung hin als außerordentlicher Professor an das Polytechnikum nach Stuttgart berufen, woselbst er das Nitroaethan und dessen Isomerie mit dem Salpetrigsäureester entdeckte, und 1872 durch den Schweizer Schulpräsidenten Kappler, der ihn inkognito auf einer „Entdeckungsreise" hörte, als Nachfolger Wislicenus' als Direktor des analytischen Laboratoriums und ordentlicher Professor nach Zürich verpflichtet. Hier wirkte Meyer mit außerordentlichem Erfolge und erwarb sich durch seine Arbeiten über die Nitrofettverbindungen, durch Entdeckung einer Methode zur Auffindung der Molekulargröße der chemischen Substanzen, die sogenannte Dampfdichtebestimmung, die Zerlegung der Halogenmoleküle bei Glühhitze und vor allem durch die glänzende Entdeckung der Thiophengruppe einen Platz in der vordersten Reihe der Fachgenossen. Von Zürich — woselbst er sich auch mit seiner Jugendfreundin Hedwig Davidsohn vermählte — folgte er 1885 einem Rufe nach Göttingen und 1889 einem solchen als Bunsens Nachfolger nach Heidelberg. Unter seiner Leitung und nach seinen Angaben erfuhr hier das chemische Laboratorium eine bedeutende Vergrößerung und die Zahl der Zuhörer und Arbeitenden steigerte sich unter ihm, dem trefflichen Meister, in ungemein hohem Maße. Von den zahlreichen Untersuchungen, die er hier anstellte, sei nur die größte wissenschaftliche Tat seines Lebens genannt, die Untersuchungen über jene jodhaltigen Substanzen, die er uns als Jodoso-, Jodo- und Jodoniumverbindungen kennen lehrte. Neben alledem fand er noch Zeit, gemeinsam mit P. Jacobson 1891 bis 1896 ein großes Lehrbuch der organischen Chemie herauszugeben und als Prosaiker die Leserwelt durch reizende belletristische Arbeiten, die Wanderblätter und Skizzen: „Aus Natur und Wissenschaft" und „Märztage im kanarischen Archipel" zu erfreuen. Leider sollte Meyer der Wissenschaft nicht lange erhalten bleiben. Durch Überarbeitung verursachte Neuralgien verbitterten ihm das Dasein allmählich dermaßen, daß er in der Nacht vom 7./8. August 1897 freiwillig aus dem Leben schied. (Vgl. Karl Liebermann, Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft 1897, S. 2157 ff.; Th. Curtius, Viktor Meyer, Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert, Bd. 2, S. 359 ff.; Biographisches Jahrbuch und deutscher

Nekrolog 1899, S. 386f.; Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1897, S. 88f.; Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 176.)

S.

Theodor Süpfle,

Schulmann und Literarhistoriker, wurde als Sohn des in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus in Österreich, Dänemark und Holland bekannten Karlsruher Gymnasialprofessors und badischen Hofrates Karl Friedrich Süpfle am 24. Mai 1833 geboren. Nachdem er im Lyceum seiner Vaterstadt Karlsruhe die Schulbildung erhalten hatte, studierte er Philologie auf den Universitäten Göttingen und Heidelberg. Bereits 1854 bestand er das badische Staatsexamen und begab sich darauf zu längerem Aufenthalte nach Frankreich, um an unmittelbarer Quelle Sprache und Literatur dieses Volkes kennen zu lernen. Auf Grund einer lateinischen Dissertation über das erste Idyll des Theokrit zum doctor philosophiae promoviert, folgte er 1861 einer Berufung an das Gymnasium Ernestinum zu Gotha. Hier wirkte in pädagogischer und wissenschaftlicher Hinsicht ein hervorragender Schulmann und Gelehrter fruchtbar auf ihn ein, der Anstaltsdirektor Joachim Marquardt. Alsbald veröffentlichte S. zwei Arbeiten, Früchte seiner Studien in Frankreich: 1. De l'H initiale dans la langue d'oïl, 2. Sammlung von Übungsstücken zum Übersetzen in das Französische. Nach neunjähriger Wirksamkeit am Gothaer Gymnasium wurde Süpfle zum Professor ernannt. Aber bereits im Jahre 1872 verließ er, um einer Berufung in das dem deutschen Reiche wiedergewonnene Metz Folge zu leisten, die seinem Herzen so nahestehende Stadt, in welcher er sich durch seine Vermählung mit der Tochter des Geheimen Archivrates Dr. August Beck ein eigenes Heim gegründet hatte. Beseelt von patriotischem Hochgefühl, erfüllt von Schaffensdrang und Schaffenskraft, hat er dort im äußersten Westen unseres Vaterlandes 14 Jahre zugebracht, die schönsten und freudenreichsten seines Lebens. An dem kaiserlichen Lyceum war er mit dem Unterrichte in den antiken und modernen Sprachen in den obersten Klassen betraut, nahezu ununterbrochen war er Ordinarius der Prima. „Vermöge seines umfassenden Wissens und seiner glänzenden Lehrgabe war Süpfle ein vielseitig anregender und fruchtbarer Lehrer. Vor allem war es das Lateinische und Fran-

zösische, das er mit gleicher Meisterschaft und gleichem Erfolge lehrte. Seinen Primanern blieb die Lektüre des Cicero und des Horaz, des Corneille, Molière und Racine in dauernder und dankbarer Erinnerung; war es doch ein Genuß für den Zuhörer, wenn Süpfle Komposition oder Inhalt eines klassischen Werkes in der ihm eigenen klaren und zündenden Darstellung vor Augen führte." Die eingehende Beschäftigung mit den römischen Klassikern sollte er bald auch bei der Weiterführung der von seinem Vater herausgegebenen „Aufgaben zu lateinischen Stilübungen" praktisch verwerten, und zwar mit solchem Erfolge, daß den drei Übungsbüchern durch seine Bearbeitung ein Fortbestehen bis in die Jetztzeit gesichert wurde. Neben dieser Tätigkeit für den lateinischen Unterricht in der Schule fand Süpfle anderseits gerade in Metz immer reichlicher Gelegenheit, die Hauptseiten französischer Geistesbildung aus unmittelbarster Anschauung zu beobachten und zu ergründen. Alsbald erkannte er, daß unsere westlichen Nachbarn aus der Fülle unserer besten Kraft, hauptsächlich in literarischer und ästhetischer Beziehung, ungeahnt vieles von uns empfangen haben, daß überhaupt inmitten der französischen Civilisation deutsche Elemente in oft verborgenster Tiefe wirken. Dies dem Bewußtsein unseres Volkes vorzuführen, dem es entschwunden oder noch nie recht nahe getreten war, galt ihm nicht minder eine nationale als wissenschaftliche Pflicht. „Allerdings", bekennt er selbst, „war ich mir der großen Schwierigkeiten des Unternehmens und der nahezu unbegrenzten Ausdehnung der zu durchlaufenden Gebiete wohl bewußt. Aber das Ziel, das ich an den Grenzmarken der beiden großen Völker verfolgte, galt mir als ein so hohes und innerlich so lohnendes, daß ich vor keiner Arbeit, keiner Mühe, keinem Opfer zurückschreckte". Zur Lösung dieser Aufgabe genügten ihm die in Metz gewonnenen Kenntnisse und Einblicke nicht mehr; er mußte, um gesicherte Ergebnisse vorzulegen, in der Hauptstadt Frankreichs, in Paris, seine Forschungen anstellen. Nachdem Süpfle im Jahre 1880 auf der dortigen Nationalbibliothek wichtiges Material gefunden hatte, veröffentlichte er 1882 die Schrift: „Über den Kultureinfluß Deutschlands auf Frankreich". Dieser Essay war gleichsam der Vorläufer seines auf umfassender Grundlage auferbauten und grundlegenden Werkes „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich", das er, nach einem weiteren Aufenthalte in Paris, zu schreiben begann. In Metz selbst verfaßte er aber nur den ersten Band desselben, da er, durch ein Augenleiden genötigt, 1885 dem Schuldienste entsagen mußte und kurze Zeit darauf in seiner Heimat,

in Heidelberg, sich niederließ. Seine umfangreichen Quellenfunde verarbeitete er hier mit rastlosem Eifer und selbstloser Hingebung, so daß bereits 1888 der zweite und 1890 der dritte Teil erschien, mit welchem das Werk seinen Abschluß fand. Auf dem Gebiete, das er so erfolgreich betreten, blieb Süpfle unermüdlich tätig, ja es war eine Zeitlang seine literarische Domäne; dies bezeugen seine gründlichen und gewissenhaften, 1886—1894 veröffentlichten Studien in den Zeitschriften für vergleichende Literaturgeschichte, für französische Sprache und Literatur sowie im Goethe-Jahrbuch. Mit einer Arbeit über die Beziehungen der Universität Heidelberg zu Frankreich, über die er bereits im Heidelberger historisch-philosophischem Verein einen Vortrag gehalten hatte, beschäftigt, wurde er unerwartet am 15. September 1895 vom Tode ereilt. — Vgl. Schwäbischer Merkur, Abendblatt, Nr. 250. — Straßburger Post, Abendausgabe, Nr. 821. — National-Zeitung, Morgenausgabe, Nr. 709 (1895). — Südwestdeutsche Schulblätter XIII., Nr. 2 (1896), S. 52—55. — Vgl. außerdem die Einleitung zu den „Kleinen Schriften", die von dem Unterzeichneten gesammelt erscheinen.

Gottfried Süpfle.

Paul Tritscheller

wurde am 29. Juni 1822 zu Lenzkirch geboren und ist in seinem ganzen Leben ein echter und rechter Schwarzwälder geblieben. Im Jahre 1843 trat er als Teilhaber in das Strohhutmanufakturgeschäft Faller, Tritscheller u. Komp. zu Lenzkirch ein und verschaffte demselben eine weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende Ausdehnung des Absatzes. Im Jahre 1851 beteiligte er sich an der Errichtung der Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation in Lenzkirch (vgl. den Artikel Hauser, S. 862 ff.), in deren Verwaltung er zeitlebens tätig verblieb. Sein im Jahre 1866 erfolgter Eintritt in den Verwaltungsrat der Draht- und Schraubenfabrik Falkau bedeutete für diese den Ausgangspunkt eines neuen und großen Aufschwunges; auch dieser Aktiengesellschaft widmete er als Vorsitzender des Verwaltungsrates seine rastlose Tätigkeit bis zum Schlusse seines Lebens. Als im Jahre 1869 die Baumwollspinnerei und Weberei Kollnau gegründet wurde, erfolgte weiterhin seine Berufung in den Aufsichtsrat auch dieses Unternehmens. Neben dieser großen und umfassenden industriellen Tätigkeit fand Tritscheller noch Gelegenheit, seinen Mitbürgern langjährige und erfolgreiche Dienste zu leisten. Im

Jahre 1865 trat er als Abgeordneter des 4. Wahlbezirks (Ämter Blumberg, Stühlingen, Bonndorf, Löffingen und Neustadt) in die badische Zweite Kammer ein, welche ihn während seiner siebenjährigen Mitgliedschaft (seit 1871 als Vertreter des 6. Wahlbezirks [Bezirksamt Bonndorf und Gemeinden des Amtes Waldshut]) stets zu ihren gewissenhaftesten und fleißigsten Arbeitern zählte. Als Mitglied der Budgetkommission wußte er weise Sparsamkeit mit der Fürsorge für zurückgebliebene Gegenden und Berufsklassen stets zu verbinden. Dieser Fürsorge verdankt der Schwarzwald nicht zum geringsten Teile sein stetig sich erweiterndes Straßennetz, verdankt der Lehrerstand Badens manche Erleichterung und Verbesserung seiner Lage. Im Jahre 1872 erwählte der 5. badische Wahlkreis Tritscheller zum Abgeordneten in den Reichstag. Er vertrat hier, wie im badischen Landtage, die nationale und liberale Sache; um seinen Wahlkreis Freiburg erwarb er sich außerdem dadurch ein besonderes Verdienst, daß er mit Eifer und Erfolg sich für den Bau der längst ersehnten Eisenbahn Freiburg-Breisach-Kolmar verwendete. Als eine seiner Hauptaufgaben betrachtete Tritscheller auch die Aufschließung des südlichen Schwarzwaldes durch eine Eisenbahn. An diesem Werke arbeitete er zusammen mit einem anderen Lenzkircher Bürger, Franz Joseph Faller, sein ganzes Leben hindurch; der Eröffnungstag der Höllentalbahn war aber in wunderbarer Fügung der Vorsehung zugleich der Tag des plötzlichen Hinscheidens des bis dahin in der Industrie und im öffentlichen Leben mit Tritscheller gleich rastlos tätigen Freundes Faller. Würde schon das Wirken Tritschellers den Anspruch auf ehrende Anerkennung und Dankbarkeit seiner Mitbürger, insbesondere seiner Schwarzwälder Landsleute, begründen, so wird beides ihm um so gesicherter sein, als die Art und Weise, wie er wirkte, von einer seltenen Feinfühligkeit Zeugnis ablegte. Daß ein solcher Mann viele Gönner und Freunde zählte, ist selbstverständlich; es fehlte ihm hierin nirgends von dem Fürsten herab bis zum einfachsten und schlichtesten Menschen; denn gerade für den letzteren hatte er stets ein gutes Wort und eine offene Hand. Paul Tritschellers Leben war ein Leben reich an Sorgen und Arbeit, aber auch reich an Segen und Erfolgen. Er starb am 20. April 1892 zu Freiburg i. Br. (Nach dem Nekrolog von K. Eckhard in der Karlsruher Zeitung, 17. Mai 1892.)



Eduard Vierordt

wurde am 19. April 1830 zu Karlsruhe geboren. 1852 unter die Kameralpraktikanten aufgenommen, wurde er zunächst als Gehilfe bei den Domänenverwaltungen in Konstanz und Emmendingen sowie als Praktikant bei der Wiesenbauinspektion in Karlsruhe beschäftigt, wurde dann provisorischer Vorstand des markgräflichen Rentamtes Schwetzingen (1856), später Sekretär bei der Zentralstelle für die Landwirtschaft (1858) und zwei Jahre darauf Assessor bei der Regierung des Mittelrheinkreises (1860). 1864 erfolgte seine Ernennung zum Finanzrat bei der Steuerdirektion. Einige Jahre darauf (1870) wurde ihm mit dem Titel eines Geheimen Hofrats die Vertrauensstellung eines Privatsekretärs der Großherzogin Luise übertragen. Er bekleidete diese Stelle bis 1872, in welchem Jahre er als Geheimer Finanzrat zur Zolldirektion übertrat. Von 1876 bis 1893 war er Reichsbevollmächtigter für Zölle und Steuern in Magdeburg und wurde hier 1892 zum Geheimen Rat III. Klasse ernannt. Im folgenden Jahre kehrte er als Geheimer Oberfinanzrat und Mitglied der Oberrechnungskammer nach Karlsruhe zurück, wo er nach längerem schweren Leiden am 10. November 1900 starb. — Während einer Reihe von Jahren hat Vierordt seine Kräfte in hervorragendem Maße den Bestrebungen des Badischen Frauenvereins zugewendet und die Arbeiten desselben vielfach in verdienstvoller Weise gefördert. Am 14. Mai 1868 wurde er von Großherzogin Luise zum Beirat des damals noch jungen (1859 gegründeten) und in der ersten Entwicklung begriffenen Vereins berufen und machte bis zu seinem gegen Ende des Jahres 1872 erfolgten Ausscheiden die Zeit regster Entfaltung des Vereinslebens während der Organisierung der Vereine vom Roten Kreuz in Deutschland und während des deutsch-französischen Krieges mit. Die stets wachsenden Aufgaben des Vereins, die weitere Ausgestaltung seiner Unternehmungen, die Regelung der internationalen Beziehungen zu den anderen Landesvereinen für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und die mit Macht sich geltend machende Frage der Verbesserung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts schufen ihm damals, schon vor dem Ausbruch des Krieges von 1870, eine Fülle von Arbeit. Im April 1869 wohnte er als Vertreter des Badischen Frauenvereins der internationalen Konferenz in Berlin an und nach wiederhergestelltem Frieden nahm er an dem Würzburger Verbandstag der deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz

teil. Bei dem Zustandekommen der auf diesen Versammlungen getroffenen, noch heute maßgebenden Vereinbarungen, nämlich der „Gesamtorganisation der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ vom 20. April 1869 und der „Verbandsordnung der deutschen Frauenvereine“ vom 12. August 1871 hat auch er mitgewirkt. Über die Leistungen des Badischen Frauenvereins und des ihm während des Krieges verbundenen Badischen Männerhilfsvereins im deutsch-französischen Kriege hat er ferner in einem umfassenden offiziellen Berichte eine eingehende Darstellung geliefert (Die freiwillige Hilfstätigkeit im Großherzogtum Baden im Kriege 1870/71. Karlsruhe 1872). Ihm selbst wurde für seine Verdienste während des Krieges u. a. das Eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande verliehen. Auch nach seiner Rückkehr aus Magdeburg trat Vierordt im Jahre 1895 nochmals in die Reihen der Mitarbeiter des Badischen Frauenvereins als Beirat der Abteilung III desselben (für Krankenpflege), sah sich aber schon gegen Ende des gleichen Jahres genötigt, aus Gesundheitsrücksichten seine Tätigkeit wieder einzustellen und seine Arbeitskraft anderen, minder anstrengenden gemeinnützigen Aufgaben zuzuwenden, bis sein zunehmendes Leiden auch diese seinen Händen entwand. (Personalakten. — Geschichte des Badischen Frauenvereins. Karlsruhe 1881. — Blätter des Badischen Frauenvereins 24 [1900], 418.) *

Lorenz Brentano.

Ungefähr vierzig Tage hat die Revolution im Jahre 1849 in Baden geherrscht, recht kurze Zeit nur, wenn man bedenkt, wie gründlich und vollständig ihr erster Sieg gewesen war. Gewiß war es ausgeschlossen, daß sie auf die Dauer sich behaupten konnte, wenn es nicht gelang, auch die Nachbarstaaten auf dem eingeschlagenen Wege mit fortzureißen; aber daß die hierzu unternommenen Versuche so ganz fehl schlugen, war ebenso im eigentlichen Wesen dieser Revolution begründet, wie der Umstand, daß dieselbe späterhin dem Angriffe der Gegner keinen längeren und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Schon unmittelbar nach dem Ausbruche der Revolution zeigte es sich, daß dieselbe im Lande nur einen geringen Anhang besaß; von einer republikanischen Gesinnung der Mehrheit der Bevölkerung war keine Rede, vielmehr stand diese den neuen Verhältnissen gleichgültig oder auch direkt feindlich gegenüber. Aber auch die Führer waren nicht

geschaffen, die begonnene Bewegung bis zur äußersten Möglichkeit durchzuführen. Unentschlossenheit und Halbheit waren die charakteristischen Eigenschaften der meisten von ihnen und nicht zuletzt gerade auch desjenigen, der als das eigentliche Haupt der Revolution bezeichnet werden kann, Brentanos. Vor dem Mai 1849 hatte er als Chef einer über das ganze Land verzweigten geheimen Verschwörung, als Redner in Volksversammlungen und in der Kammer es meisterlich verstanden, die Massen in beständiger Aufregung zu erhalten und die kommenden Ereignisse vorzubereiten; aber als diese eingetreten waren, scheute er sich, die letzten Folgerungen zu ziehen und war ängstlich bemüht, die entstandene Bewegung nach Möglichkeit einzudämmen und zu mäßigen. So hat gerade er nicht unwesentlich zur endlichen Niederlage der Revolution beigetragen und der bittere Tadel, der später von allen Seiten und nicht zuletzt auch aus dem eigenen Lager ihm in reichlichem Maße zuteil wurde, war kein unverdienter. — Laurentius Peter Karl Brentano wurde am 4. November 1813 zu Mannheim als Sohn des Handelsmannes Jakob Brentano geboren. Er studierte Jurisprudenz in Freiburg und Heidelberg (1831—1834). 1835 als Rechtspraktikant rezipiert, erhielt er 1837 das Schriftverfassungsrecht und wurde 1845 Obergerichtsadvokat beim Hofgericht des Mittelrheinkreises in Rastatt, mit dem er einige Jahre darauf nach Bruchsal übersiedelte. Schon frühe in das politische Parteileben verflochten, wurde Brentano, nach verschiedenen mißlungenen Versuchen einen Sitz in der zweiten badischen Kammer zu erlangen, Ende Dezember 1845 auf Itzsteins (vergl. Bad. Biogr. I, 430—434) Empfehlung an Stelle des aus der Kammer ausgetretenen Obergerichtsadvokaten Chr. W. Gerbel in Mannheim mit 52 von 65 abgegebenen Stimmen zum Abgeordneten gewählt. Das politische Glaubensbekenntnis, das er bei dieser Gelegenheit seinen Wählern ablegte, lautete dahin, daß er die politische und religiöse Freiheit in besonnener Weise erstreben, an der Verfassung festhalten und für deren Vollendung wirken wolle. Schon wenige Wochen nach seinem Eintritt in die Kammer wurde diese infolge der durch die Zittelsche Motion über die deutsch-katholische Bewegung (vergl. Bad. Biogr. II, 544) im Lande entstandenen Erregung am 8. Februar 1846 aufgelöst. Bei den Neuwahlen im April erhielt Brentano wiederum ein Mandat in Mannheim. Während der folgenden Tagung des Landtags brachte er eine Motion auf Erlassung eines Gesetzes über die Unabhängigkeit der Richter und richterlichen Behörden ein, welche die Zustimmung der Kammer fand.

Bei der Begründung der Motion in der Sitzung vom 16. Juni kam es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen ihm und dem Präsidenten des Justizministeriums, Geh. Rat Jolly, der durch wiederholte Zwischenrufe gegen das Hereinziehen von Vorkommnissen in anderen Ländern Einsprache erhob. Als infolge der Berufung des früheren Präsidenten der Zweiten Kammer J. B. Bekk (Frühjahr 1846, vergl. Bad. Biogr. I, 61—69) schon bald nach Schluß des Landtages (17. September 1846) sich eine Spaltung innerhalb der bisherigen Kammeropposition vollzog und von der gemäßigt-konstitutionell gesinnten Mehrheit die radikaleren Elemente sich trennten, schloß Brentano sich den letzteren an. Doch spielte er zunächst in der neuen Partei, der Hecker, Itzstein u. a. angehörten, noch keine besondere Rolle; in einem im Herbst 1846 in einem Mannheimer Blatte erschienenen Verzeichnis der ganzen Männer der Opposition im Gegensatze zu den „Halben", den „Männern des Scheins", war er noch nicht mitaufgeführt. Ein Jahr später war das allerdings schon anders geworden, und als gegen Ende des Jahres 1847 Brentano zusammen mit dem Kaufmann W. Sachs in Mannheim wieder in die Kammer gewählt worden war, wurde diese Wahl der Anlaß, daß eine von der Regierung geplante Reise Großherzog Leopolds nach Mannheim unterblieb. Am 9. Dezember 1847 wurde der neue Landtag eröffnet; am 12. Februar 1848 brachte der Abgeordnete Bassermann seine so berühmt gewordene Motion auf eine bundesstaatliche Reform der deutschen Föderation und eine Vertretung der deutschen Kammern beim Bundestag in Frankfurt ein (vergl. Bad. Biogr. I, 41). Man kennt die Stellung, welche diese Episode in der großen Bewegung einnahm, die bald darauf ganz Deutschland ergriff und den Zusammentritt des ersten deutschen Gesamtparlamentes in Frankfurt a. M. zur nächsten Folge hatte. Mit seinen engeren Gesinnungsgenossen in der Kammer stimmte auch Brentano für die Bassermannsche Motion. Am 5. März nahm er dann an der Besprechung der 51 Mitglieder deutscher Ständeversammlungen in Heidelberg teil und weiterhin in den Tagen vom 31. März bis 3. April in Frankfurt a. M. an den Verhandlungen des sogenannten Vorparlaments. In den Fünfziger-Ausschuß des Vorparlaments wurde er so wenig wie seine radikalen Freunde Hecker und Struve gewählt; er erhielt nur 70 Stimmen, während es jene wenigstens auf 171, bezw. 100 brachten. In die Nationalversammlung selbst schickte ihn der zweite badische Wahlbezirk, der die Ämter Radolfzell, Engen, Stockach und Hüfingen umfaßte; außerdem war er noch im

neunten Wahlbezirk (Ämter Lahr, Ettenheim, Haslach und Wolfach) gewählt worden. In Frankfurt trat er dem „Donnersberg" bei, in dem sich die äußerste Linke vereinigte und von dessen etwa vierzig Mitgliedern außer ihm noch sechs weitere aus Baden waren. In aller Mund kam Brentanos Name, als sein Auftreten in der Nationalversammlung am 7. August 1848 den Anlaß zu einem großen Skandal gab. Es wurde darüber beraten, ob Hecker, der nach seiner verunglückten republikanischen Schilderhebung im April flüchtig gegangen war, zur Ausübung seines Mandates — er war in Tiengen für den vierten badischen Wahlbezirk in die Nationalversammlung gewählt worden — zugelassen werden solle oder nicht. Brentano sprach für die Zulassung und zog im Verlaufe seiner Rede einen Vergleich zwischen Hecker und dem Prinzen von Preußen, den er auf eine Stufe mit dem flüchtigen Volkstribunen stellte. Dies war das Zeichen zu einem Sturme, wie die Versammlung ihn bis dahin nicht gesehen hatte. Die Rechte und das Zentrum gaben ihrer Empörung in energischster Weise Ausdruck, während die Linke für Brentano eintrat. Die Sitzung mußte wiederholt unterbrochen werden und erst am 10. konnte die Verhandlung zu Ende geführt werden, worauf die Wahl Heckers mit großer Mehrheit für ungültig erklärt wurde. Brentano selbst hatte mit diesem Vorfalle seine Rolle in der Paulskirche so gut wie ausgespielt, wenn schon ihm derselbe in den radikalen Kreisen und namentlich in der von diesen abhängigen Presse kein geringes Ansehen verlieh. Auf der Rednerbühne erschien er nicht mehr und bald verschwand er überhaupt aus der Versammlung. Er zog es vor, seine Tätigkeit fortab ausschließlich nach der badischen Heimat zu verlegen, wo der auf die radikale Umgestaltung der bestehenden Zustände hinzielenden Richtung, der er sich mehr und mehr zuwandte, eine größere Aussicht auf Erfolg sich eröffnete als am Sitze der Nationalversammlung. — Baden war seit dem Februar des Jahres 1848 nicht mehr recht zur Ruhe gekommen. Damals hatte die Kunde von den Ereignissen in Paris, von der Abdankung Louis Philipps und der Verkündigung der Republik (24. Februar) im ganzen Lande große Aufregung hervorgerufen. Alsbald wurden in zahlreich besuchten Volksversammlungen die jener Zeit geläufigen Forderungen nach Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Schwurgerichten und der Berufung eines deutschen Parlamentes aufgestellt. Am 1. März strömten dann Deputationen aus allen Teilen des Landes in Karlsruhe zusammen, um der Zweiten Kammer ihre gleichlautenden Petitionen zu überreichen, in denen jene Wünsche

zusammengefaßt waren. Der Verlauf der Kammersitzung vom 1. März ist des öfteren ausführlich geschildert worden, insbesondere wie die Beratung unter lärmenden Kundgebungen der auf der Galerie des Sitzungssaales und im Hofe des Ständehauses sich drängenden Volksmenge vor sich ging, wie Struve als Sprecher der Deputationen verlangte, in die Kammer eingelassen zu werden, und wie man sich einigte, daß er seinem Freunde Hecker die Petition im Zuhörerraum übergab. Zuletzt stellte dann Hecker im Namen von acht Mitgliedern des Hauses den Antrag auf Einführung einer ganzen Reihe weiterer Reformen. Brentano unterstützte ihn in der Begründung dieses Antrages, wobei er den Versuch machte, die unbequeme Gegnerschaft eines Mathy, der vor Überstürzung warnte und die geschäftsmäßige Behandlung des Antrags und seine Überweisung an die Abteilungen verlangte, dadurch aus der Welt zu schaffen, daß er gegen jenen den Vorwurf erhob, er wolle mit seinem Vorschlag den Antrag totschlagen, und diesen Vorwurf unter dem stürmischen Beifall der Galerie auch aufrecht erhielt, als Mathy sich mit aller Entschiedenheit gegen denselben verwahrte. Die Regierung hatte schon am Tage vor dieser Sitzung, am 29. Februar, in der Kammer die Erklärung abgegeben, daß sie zur Einführung der Bürgerbewaffnung und der Schwurgerichte, sowie zur Aufhebung der Zensur entschlossen sei; nunmehr sah sie sich in rascher Folge zu weiteren Zugeständnissen genötigt. Am 4. März ermächtigte der Großherzog den Minister Bekk in der Zweiten Kammer mitzuteilen, daß ihre sämtlichen Wünsche, die in der Hauptsache in jenem Antrage Heckers enthalten waren, genehmigt würden. Gleich darauf erfolgte eine teilweise Erneuerung des Ministeriums, die Ernennung des alten Volksmannes Welcker zum Bundestagsgesandten in Frankfurt, endlich am 19. März die Verkündigung einer umfassenden politischen Amnestie. Aber alles das vermochte schon nicht mehr den einmal entfesselten Sturm zu besänftigen. Das zeigte sich auf der großen Volksversammlung, welche am 19. März in Offenburg tagte. Zwar wurde die Erklärung der Republik, die Struve beabsichtigt hatte, in letzter Stunde noch verhindert; dagegen entwarf man eine durchaus revolutionäre Organisation für das ganze Land und setzte zu deren Durchführung unter Hecker als Obmann einen Zentralausschuß ein, dem auch Brentano als Mitglied für den Mittelrheinkreis angehörte. Es folgten dann im April der verunglückte Freischaarenzug Heckers und im September der ebenfalls mißglückte Putsch Struves, beide unternommen, um auf gewaltsamem Wege die bestehende Regie-

rung zu stürzen und die „deutsche Republik" herbeizuführen. Brentano war beiden Unternehmungen fern geblieben, und als die Regierung in der Zweiten Kammer am 17. April die Verfolgung Heckers ankündigte, erhob er nicht nur keinen Widerspruch, sondern stimmte auch der von der Kammer abgegebenen Erklärung bei, welche die Mißbilligung und den Abscheu vor der revolutionären Tat Heckers aussprach. Ja, noch mehr, er entschloß sich zu einem ihm gewiß sauer gefallenen Gang zu dem Minister Bekk, um diesem gegenüber sich persönlich von jedem Verdachte eines revolutionären Einverständnisses zu reinigen. Im übrigen hatten jene Ereignisse für Brentano zu Folge, daß er nach der Flucht Heckers und der Gefangennahme Struves als eigentlicher Führer an die Spitze derjenigen Partei trat, die nunmehr teilweise schon ganz offen nicht nur auf den Sturz der augenblicklichen Regierung, sondern auch auf eine gewaltsame Umgestaltung der gesamten staatlichen Verhältnisse hinarbeitete. — Unmittelbar nach der erwähnten Offenburger Versammlung im März hatten sich im Lande Volksausschüsse revolutionären Charakters gebildet. Nach deren Auflösung durch die Regierung waren die demokratischen Vereine entstanden, und als auch diese der Auflösung verfielen, traten an ihre Stelle die „Volksvereine". Von einem Einschreiten gegen die letzteren sah die Regierung zunächst ab, da die inzwischen von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Grundrechte des deutschen Volkes bestimmten, daß das Recht Vereine zu bilden durch keine vorbeugende Maßregeln beschränkt werden dürfe. Die Volksvereine verbreiteten sich rasch über das ganze Land. Ihren gemeinsamen Mittelpunkt fanden sie in dem „provisorischen Landesausschuß der Volksvereine" in Mannheim, dessen erster Vorsitzender Brentano wurde. Eine planmäßige, bis ins einzelne gehende Organisation dieser Vereine, sowie eine rücksichtslose Agitation, welche durch die zahlreichen der Partei zur Verfügung stehenden Preßorgane aufs wirksamste unterstützt wurde, brachten es binnen kurzem dahin, daß der gesetzmäßigen Regierung des Landes die geheime Gegenregierung eines revolutionären Ausschlusses gegenüber stand, welche die Ausführung ihr mißliebiger Maßnahmen und Anordnungen der ersteren wiederholt zu verhindern wußte. Das unumschränkte Haupt dieser Gegenregierung war Brentano. Über die letzten Ziele, die er und seine Gesinnungsgenossen im Landesausschuß verfolgten, verbreitete sich ein Zirkularschreiben, das am 8. Januar 1849 an die Volksvereine hinausgegeben wurde und den folgenden bezeichnenden Satz enthielt: „Ebenso wurde in Frankreich die Februar-

Revolution durch die im ganzen Lande bestandenen politischen Klubs und durch die große Verbreitung der politischen, die freie Presse im ganzen Umfange benützenden Tageblätter vorbereitet, und als kaum der Kampf in Paris zu Ende war, standen auch schon aller Orts durch ganz Frankreich die im voraus bezeichneten Männer der republikanischen Partei an der Spitze der Bewegung und führten rasch die Beschlüsse der provisorischen Regierung aus." — Neben dieser in der Hauptsache immerhin im Verborgenen wirkenden Tätigkeit der Volksvereine ging die öffentliche in der Kammer einher. Auch in der Kammer hatte Brentano die Führerschaft der Partei übernommen und trat als deren hauptsächlichster Wortführer des öfteren auf. An den eigentlichen gesetzgeberischen Arbeiten der Kammer beteiligte er sich dabei freilich kaum, dagegen richtete er wiederholt Interpellationen an die Regierung und brachte Motionen ein, die geeignet waren, Aufsehen zu erregen und ihn als den natürlichen Beschützer und Retter angeblich gefährdeter Volksrechte erscheinen zu lassen. So hatte er beispielsweise schon im April, noch vor dem Heckerzuge, an die Regierung die Anfrage gerichtet, welchen Zweck sie mit der Ansammlung von Truppen anderer Bundesstaaten an den Grenzen des Landes verfolge, in der er ein Mittel der Reaktion zur Unterdrückung freiheitlicher Bestrebungen erblicken müsse. Im Mai stellte er dann in der Kammer den Antrag, daß die fliehenden Aufständischen von den Truppen nicht mit den Waffen in der Hand verfolgt werden sollten, und einige Monate später, im Oktober, als die Kammer sich wieder einmal mit den republikanischen Schilderhebungen beschäftigte, verstieg er sich zu der Behauptung, jedes Blutvergießen wäre verhindert worden, wenn die Regierung den Forderungen des Volkes nur mehr Rechnung getragen hätte, und stellte rundweg in Abrede, daß Baden durch die Bewegung im März irgend welche freiheitliche Errungenschaften erlangt habe. Anfänglich befleißigte er sich dabei immerhin noch einer gewissen Mäßigung, später, namentlich als die befürchtete Reaktion auf die revolutionären Putsche ausblieb und die Regierung deutlich zeigte, daß sie weder willens noch fähig sei, die Waffen, welche die revolutionäre Partei selbst wider Erwarten ihr in die Hand gegeben hatte, zu gebrauchen, steigerte er den Ton mehr und mehr, bis er zuletzt ins Maßlose überschlug. Die Angriffe, die er gegen die Regierung und auch gegen seine Gegner in der Kammer richtete, überschritten bald alle Grenzen und hatten kaum je auch nur einen Schein von Berechtigung für sich. Aber sie trugen ihm den Beifall der Galerie ein und gaben ihm Gelegenheit,

sich an denjenigen Mitgliedern der Regierung und der Kammer zu rächen, die seine Eigenliebe gekränkt hatten. Denn im Grunde hatte er mit seinem Auftreten in der Kammer wenig Glück. Nicht nur vereinigten seine Anträge selten mehr Stimmen auf sich als die paar seiner nächsten Parteigenossen, sondern er mußte sich auch des öftern energische Zurechtweisungen gefallen lassen. Insbesondere war es der Minister Bekk, der die Blößen, die sich Brentano gab, geschickt benützte und in seiner kühlen, leidenschaftslosen Art ihn zu verschiedenen Malen gründlich abfertigte, dafür sich allerdings auch seinen bittersten Haß zuzog, einen Haß, der noch wuchs, als zu Beginn des Jahres 1849 Brentano in Mannheim zum Oberbürgermeister gewählt wurde, die Regierung aber dieser Wahl die Bestätigung versagte mit der Begründung, daß der Gewählte einem politischen Streben huldige, durch das auf den Umsturz der bestehenden Staatsverfassung planmäßig hingearbeitet werde. Der Sturz des Ministers wurde das Ziel, das Brentano fortab mit allen Mitteln in und außer der Kammer zu erreichen suchte. — Eines der hauptsächlichsten Agitationsmittel der radikalen Partei war die Forderung nach Auflösung der Kammer. Diese hatte sich bis dahin so ziemlich als die einzige und letzte Stütze der Regierung im Kampfe gegen den revolutionären Ansturm bewährt; mit ihrer Beseitigung, rechnete man, werde auch jene weichen müssen. In zahlreichen Petitionen, die noch im Laufe des Jahres 1848 aus allen Teilen des Landes an die Kammer gelangten, wurde diese aufgefordert, sich alsbald selbst aufzulösen und einer gesetzgebenden Versammlung Platz zu machen. Am 10. Februar 1849 fand die Beratung über diese Petitionen statt. Sie endigte mit einer vollständigen Niederlage der radikalen Partei. Ein von dem Abgeordneten Christ, einem Parteigenossen Brentanos, eingebrachter Antrag, der die Forderung der Petitionen in wesentlich abgeschwächter und gemilderter Form wiederholte, erlangte nur vier Stimmen. Als das Schicksal des Antrages schon so gut wie entschieden war, ergriff noch Brentano das Wort. Er war verärgert über den Gang der Verhandlung und machte diesem Ärger in heftigen Angriffen gegen den Minister Bekk Luft, Angriffen, die so sehr selbst das überstiegen, was man von ihm gewohnt war, daß die eigenen Parteigenossen sich dagegen auflehnten, und Brentano sich genötigt sah, nachträglich seine Äußerungen dahin richtig zu stellen, daß er ausdrücklich erklärte, nicht auch im Namen seiner Partei gesprochen zu haben. Die unmittelbare Folge dieser parlamentarischen Niederlage war der Austritt der Mit-

glieder der Linken aus der Kammer. Nicht alle gingen gern, aber die radikalen Elemente draußen im Lande verlangten es, und die Führer in der Kammer waren schon seit einiger Zeit nicht mehr imstande, jenen gegenüber den eigenen Standpunkt immer mit Erfolg zu behaupten. Als einer der letzten trat am 8. März Brentano aus; es bedurfte dazu einer direkten Aufforderung des Vorstandes der Volksvereine, so schwer entschloß er sich, auf den Anschein einer gewissen Gesetzlichkeit, welche die Zugehörigkeit zur Kammer bisher seinem Tun gegeben hatte, zu verzichten. Er war verstimmt über den Zwang, dem er sich hatte fügen müssen, und über diese Verstimmung halfen ihm auch die Erfolge nicht ganz hinweg, die er bald darauf als Verteidiger in den Hochverratsprozessen gegen Struve und Blind, sowie gegen Fickler vor den Geschworenen in Freiburg errang. Er erreichte, daß Struve und Blind zu einer außergewöhnlich geringen Strafe verurteilt und Fickler überhaupt freigesprochen wurde. Im übrigen gaben diese Prozesse einen Maßstab dafür ab, wie weit die Verhältnisse im Lande bereits gediehen waren. Im Prozesse gegen Struve und Blind ließen sich nicht nur die Staatsanwälte in lange politische Diskussionen mit den Angeklagten und den Verteidigern ein, sondern Brentano selbst konnte auch ungestört in einer Ansprache den Geschworenen eine Belehrung über Volkswillen, das Recht der Revolution, Republik u. a. erteilen, und während des Prozesses gegen Fickler ließ gar das Publikum Brentano und die Republik hochleben, wogegen allerdings, wie die amtliche Karlsruher Zeitung berichtete, „der Vorsitzende ernstliche Einsprache erhob“. Unmittelbar nach Beendigung des letzteren Prozesses, anfangs Mai, begab sich Brentano nach Baden. Er war abgesehen von seiner Verstimmung auch körperlich leidend und lebte vollständig zurückgezogen in einem Gasthofe. So kam es, daß er an den nun folgenden Ereignissen zunächst nicht unmittelbar beteiligt war. — Schon am 4. Mai hatte der Landesausschuß der Volksvereine einen Aufruf zu einer Volksversammlung am 12. und 13. Mai in Offenburg erlassen. Der Zeitpunkt war günstig gewählt. Die Ablehnung der von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung durch Preußen Ende April hatte eine allgemeine Gärung hervorgerufen, wie in anderen Teilen Deutschlands, so namentlich auch in Baden, wo Brentano in der ihm nichts weniger als sympathischen Verfassung schon frühe ein vorzügliches Agitationsmittel erkannt und auch als solches benützt hatte. Ein bestimmtes Programm war für die Offenburger Versammlung nicht vorgesehen. „Es handelt sich um die

Beratung der gegenwärtigen Lage unseres gesamten Vaterlandes . . . Es fehle kein Freund des Volkes," hieß es in dem Aufrufe. Brentano stand dem letzteren fern; er war entweder gar nicht befragt oder zum mindesten nicht gehört worden. In Offenburg strömte am 12. und 13. Mai eine gewaltige Menschenmenge zusammen, darunter zahlreiche Bewaffnete. Am 12. fand eine vertrauliche Vorbesprechung der Abgeordneten der Volksvereine statt, in der eine Anzahl von Forderungen aufgestellt wurde, unter ihnen die bekannte nach Auflösung der Kammer und Berufung einer konstituierenden Versammlung. Eine Abordnung wurde beauftragt, der Regierung in Karlsruhe diese Forderungen zu überreichen, was auch in der Frühe des folgenden Tages geschah. Die Antwort der Minister Bekk und von Dusch lautete im wesentlichen ablehnend. Ehe dieselbe noch in Offenburg bekannt geworden war, hatte indes die Volksversammlung selbst eine ganze Reihe weitgehendster Beschlüsse gefaßt. An erster Stelle stand die Forderung der Anerkennung der Reichsverfassung durch die Regierung und ihrer Durchführung mit Waffengewalt in den benachbarten Staaten. Nächstdem wurde die sofortige Entlassung des Ministeriums Bekk verlangt und die Berufung eines Ministeriums Brentano, außerdem allgemeine Volksbewaffnung auf Staatskosten, Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr, freie Wahl der Offiziere durch die Soldaten, Abschaffung der alten Verwaltungsbureaukratie u. a. m. Mit der Durchführung dieser Beschlüsse wurde der Landesausschuß der Volksvereine betraut, dessen Vorsitzender, wie wir wissen, Brentano war. Dieser selbst war in Offenburg nicht zugegen; wiederholten Aufforderungen dahin zu kommen, welche ihm noch am 13. zugingen, leistete er keine Folge. Erst am Morgen des 14., nachdem inzwischen der Landesausschuß von Offenburg nach Rastatt gegangen war, begab auch er sich dorthin und stellte sich nunmehr an die Spitze der Bewegung. Diese hatte, begünstigt durch die an verschiedenen Orten gleichzeitig ausgebrochenen Militärmeutereien, namentlich diejenige in Rastatt (11. und 12. Mai), bereits das ganze Land ergriffen. Noch in der Nacht vom 13. auf 14. hatte der Großherzog, nachdem auch in Karlsruhe die Truppen gemeutert hatten und keine Aussicht vorhanden schien, ihrer Herr zu werden, seine Residenz verlassen und war außer Landes gegangen; am nächsten Morgen folgten ihm die Minister nach. Der Karlsruher Gemeinderat schickte darauf hin eine Abordnung nach Rastatt und ließ hier erklären, daß er dem Landesausschuß oder einer etwa errichteten provisorischen Regierung nicht entgegen treten werde,

wenn diese nach Karlsruhe kommen würden, vorausgesetzt, daß sie für den Schutz der Stadt sorgen wollten. Schon am Nachmittag des nämlichen Tages zog dann der Landesausschuß, begleitet von einem Teil der Rastatter Garnison und zahlreichen Freischärlern in der Residenz ein. Vom Balkon des Rathauses aus hielt Brentano eine Ansprache ziemlich gemäßigten Inhalts, in der er jedoch behauptete, der Landesausschuß habe auf die Einladung des Gemeinderats die Zügel der Regierung ergriffen; der von dem Oberbürgermeister Malsch sofort dagegen erhobene Widerspruch blieb unbeachtet. — Mit überraschender Schnelligkeit hatte die Revolution im ganzen Lande gesiegt, mit einer Schnelligkeit, die auch den Führern der Bewegung unerwartet und bis zu einem gewissen Grade selbst ungelegen kam. Insbesondere war das bei Brentano der Fall; für ihn ging das, was erreicht war, weit über das Ziel seiner Wünsche hinaus. Mit allen Mitteln hatte er am Sturze des Ministeriums Bekk gearbeitet, in der Erwartung, dessen Stelle demnächst einzunehmen. War dies geschehen, dann, hoffte er wohl, würden sich auch Mittel und Wege finden, von den bisherigen Forderungen das, was er für gut fand, mit oder gegebenenfalls auch gegen den Großherzog durchzusetzen. Nun da dieser das Land verlassen, war es damit nichts. Brentano mochte etwas derartiges schon früher befürchtet haben; darum hatte er wohl die Aufforderungen, nach Offenburg zu kommen, damit beantwortet, daß er aufs eindringlichste von überstürzenden Maßregeln und zu weitgehenden Schritten abriet, darum auch mag er, wie berichtet wird, ernstliche Bedenken getragen haben, dem Ruf an die Spitze der Bewegung zu folgen, darum endlich konnte es jetzt, da die Ereignisse diesen Gang genommen hatten, unbefangenen Beobachtern scheinen, als fühle er sich bei der ganzen Sache durchaus nicht wohl. Noch am 14. Mai übernahm der Landesausschuß in einer öffentlichen Erklärung die Regierung des Landes; gleichzeitig setzte er „in Anbetracht der Gefahr des Vaterlandes" eine Exekutivkommission ein, die aus Brentano, Peter, Eichfeld und Goegg (vgl. oben S. 208 ff.) bestand. Brentano war das eigentliche Haupt; ebenso gebot er fast unbeschränkt in dem Landesausschuß, der fast ganz aus seinen Anhängern zusammengesetzt war. Mit dem Siege vom 14. Mai waren den Siegern auch sämtliche nicht unbedeutende Machtmittel des Staates in die Hände gefallen; es handelte sich nunmehr darum, in welcher Weise sie sich derselben zur Befestigung ihrer Macht bedienten. Um einen bleibenden Erfolg sich zu sichern, war es nötig, die im Lande verfügbaren Kräfte zielbewußt zusammenzufassen

und dann vor allem die revolutionäre Bewegung über die Grenze des Landes hinaus in die Nachbarstaaten zu tragen und so einen Brand zu entzünden, der die schwerwiegendsten Folgen haben konnte. Das erkannte auch Brentano ganz richtig, aber in der Ausführung kam er über halbe Maßregeln nicht hinaus, und daran war seine ganze Stellung zu der ohne sein Zutun, ja sogar wider seinen Willen ausgebrochenen Revolution schuld. Eine der Offenburger Forderungen war die Beseitigung der herrschenden Bureaukratie gewesen; jetzt war davon nicht mehr die Rede. Man begnügte sich, diejenigen Beamten, die der augenblicklichen Regierung gegenüber sich direkt feindlich verhielten, „volksfeindlich" waren, zu entfernen; die übrigen behielten ihre Stellen. Auch die Ministerialkollegien mit ihren Beamten amtierten weiter. Als die letzteren der neuen Regierung den Eid leisten sollten, verstanden sie sich dazu nur unter dem Vorbehalt, daß durch denselben ihrer auf die Landesverfassung erfolgten Verpflichtung kein Eintrag geschehe. Sie bekundeten damit, daß sie nicht gewillt waren, etwaige Anordnungen des Landesausschusses auszuführen, die den Gesetzen und der Verfassung widersprachen, ebenso aber auch, daß sie den ganzen Zustand nur als etwas vorübergehendes ansahen. Und der Landesausschuß ließ sich dazu herbei, durch Genehmigung des Vorbehaltes, das letztere gewissermaßen gleichfalls anzuerkennen, allerdings nicht ohne daß Brentano sich persönlich einsetzen mußte, um gegen Struve und seine Anhänger einen zuerst in entgegengesetztem Sinne gefaßten Beschluß wieder rückgängig zu machen. Der Gegensatz, in den Brentano, nachdem er zur Macht gelangt war, alsbald zu den weiter links stehenden Elementen der eigenen Partei geriet, die soeben noch seine vornehmlichste Stütze gewesen, trat hier zum erstenmal zutage. Er verschärfte sich rasch mehr und mehr und führte später zu dem Versuche Struves und seiner Anhänger, Brentano mit Gewalt aus seiner Stellung an der Spitze der Regierung zu verdrängen (6. Juni). Der Versuch mißlang zwar, aber Brentano hatte, um seiner früheren Freunde sich zu erwehren, die Hilfe der gemeinsamen Feinde, der Konservativen, in Anspruch nehmen müssen, insbesondere diejenige der als reaktionär verrufenen Karlsruher Bürgerwehr, und indem er sich dieser damit verpflichtete, ohne sie doch für sich zu gewinnen, wurde der Bruch mit denjenigen, denen er seine augenblickliche Stellung in erster Linie verdankte, ein vollständiger. — Dem Landesausschuß war keine lange Dauer beschieden; in seiner Vielköpfigkeit — er zählte gegen 30 Mitglieder — war er eine schwerfällige, zum Regieren wenig brauchbare Maschine, und Bren-

tano entledigte sich seiner bei der ersten sich bietenden Gelegenheit. Schon am 1. Juni hörte er auf zu bestehen, nachdem er noch zuvor eine aus fünf Mitgliedern zusammengesetzte provisorische Regierung gewählt hatte, in der wiederum Brentano die leitende Persönlichkeit war. Wenige Tage darauf, am 3. Juni, wurden die Wahlen zu der gesetzgebenden Versammlung vollzogen, deren Anordnung eine der ersten Amtshandlungen der revolutionären Regierung gewesen war; fast überall drangen die Anhänger Brentanos durch. Am 10. Juni wurde die neue Versammlung eröffnet, wobei Brentano eine Rede hielt, die durch den Mangel an jeder Begeisterung und namentlich an jedem revolutionären Feuer auffiel. Im übrigen war die neue Versammlung ebenso wenig imstande, auf die verworrenen Geschicke des Landes bestimmend einzuwirken, wie vorher der Landesausschuß. Das Urteil, das Brentano selbst später über sie gefällt hat, trifft vollständig zu; sie bestand in der Tat in ihrer Mehrheit aus unfähigen, gewöhnlichen Schreiern und bot das kläglichste Bild einer Volksvertretung, welche je getagt hatte und welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen zu verbergen suchte, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten. In ihrer Sitzung vom 13. Juni beschloß die gesetzgebende Versammlung die Bestellung einer neuen Regierung, der dritten in vier Wochen. Brentano war des Regiments bereits überdrüssig und wäre am liebsten zurückgetreten, aber das ging nicht, da die Mehrheit ihn für unentbehrlich hielt, und so blieb er, nachdem man ihm eine möglichst unumschränkte Gewalt eingeräumt hatte. Es wurde die dreiköpfige Diktatur geschaffen, bestehend aus Brentano, Goegg und Werner, die aber im Grunde auf die alleinige Diktatur Brentanos hinauslief, da ihm allein die Wahl der Minister überlassen war und seine beide Kollegen ihm überdies durch allzuvieles Dreinsprechen nicht unbequem wurden. So wäre er mit den ihm übertragenen Machtmitteln immerhin in der Lage gewesen, eine Regierungsgewalt zu entfalten; aber dazu kam es nicht mehr aus Gründen, die in den äußeren Verhältnissen lagen. Die beabsichtigte Propaganda der Revolution in den Nachbarländern war schon im ersten Anlauf kläglich mißlungen. Wohl war zwischen dem Landesausschuß und der provisorischen Regierung der bayerischen Rheinpfalz schon am 18. Mai ein Vertrag zustande gekommen, der u. a. die Bestimmungen enthielt, daß Baden und die Pfalz in militärischer Hinsicht ein Land bilden und die Einwohner beider Länder in allen Beziehungen als Angehörige eines

und desselben Staates betrachtet werden sollten; aber als dann die Pfälzer eine tatkräftige Unterstützung von ihren Verbündeten verlangten, verstanden sich diese erst nach langwierigen Verhandlungen dazu, einige Geschütze und diese nur gegen Bezahlung zu liefern; ein Anlehen an Geld versagten sie hartnäckig. Man erinnerte sich in Baden sehr zur unrechten Zeit daran, daß man eigentlich nur einen badischen Putsch gewollt hatte, und überließ die Bundesgenossen ohne Bedenken ihrem Schicksal, das sich dann freilich auch rasch genug vollzog. Nach Hessen sollte die Revolution mit Waffengewalt verpflanzt werden. Ein erster Versuch scheiterte daran, daß die dazu beorderten Truppen sich weigerten, die Grenze zu überschreiten, ein zweiter, von dem ehemaligen Leutnant und nunmehrigen Kriegsminister Sigel unternommen, führte zu den Niederlagen bei Heppenheim und Hemsbach (30. Mai) und der Flucht der Revolutionstruppen bis Heidelberg. Und ebenso mißlang der Versuch Württemberg durch Emissäre zu revoltieren. Fickler, ein Mitglied der provisorischen Regierung, der zu diesem Zwecke nach Stuttgart gereist war, wurde dort alsbald nach seiner Ankunft festgenommen. Inzwischen hatte Großherzog Leopold bei Preußen die nachgesuchte Hilfe gefunden. In Verbindung mit den vom Reichsverweser Erzherzog Johann aufgebotenen Reichskontingenten schickten sich nunmehr die preußischen Truppen an, den Aufruhr in Baden zu unterdrücken. Die provisorische Regierung hatte, nachdem alle anderen von ihr bestellten militärischen Führer nacheinander Fiasko gemacht hatten, sich den Polen Mieroslawski als Oberbefehlshaber verschrieben, aber auch diesem gelang es nicht mehr, das Schicksal der badischen Revolution aufzuhalten. Den Kämpfen am Neckar bei Hirschhorn, Ladenburg und Ludwigshafen am 15. Juni und dem Vorstoße Mieroslawskis auf Großsachsen und Weinheim am 16. folgten am 20. der Rheinübergang der Preußen bei Germersheim, am 21. die Gefechte bei Waghäusel und Wiesental, die Auflösung der Revolutionsarmee und ihr Rückzug über Sinsheim (23. Juni), dann die Rückzugsgefechte bei Ubstatt, Durlach, Gernsbach und Oos (23. bis 30. Juni). Schon mit dem Beginn des ernsten Kampfes war die Bedeutung der Regierung in Karlsruhe und der gesetzgebenden Versammlung ganz in den Hintergrund getreten; bei der Armee war die Gewalt, hier wurde das Schicksal der Revolution entschieden, um die Karlsruher Regenten und ihre Versammlung kümmerte sich kein Mensch mehr. Brentano selbst gab in dieser Zeit das Beispiel vollständigster Entmutigung. Die Zügel der Regierung entglitten seinen Händen; er ließ die alten Beamten in

den höchsten Kollegien ebenso gewähren, wie er die Gewalttaten der revolutionären Kommissäre hinnahm, ohne den Versuch zu machen, sie zu hindern. Am 25. Juni verließ er mit den letzten noch anwesenden Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung beim Herannahen der Preußen in eiliger Flucht Karlsruhe. Auf dem Wege nach Freiburg, dem nächsten Ziel, leitete er noch eine Exekution gegen Lahr, weil einige Einwohner dieser Stadt geplant hatten, den Eisenbahnzug wegzunehmen, welcher das Geld der revolutionären Regierung nach dem Oberlande entführte. In Freiburg selbst herrschte die größte Verwirrung; die revolutionäre Regierung versagte vollständig. Dies benutzten die extremen Elemente zu einem erneuten Vorstoß gegen Brentano. In der gesetzgebenden Versammlung trat Struve mit einem Antrag hervor, welcher darauf hinzielte, Brentano und Goegg von der Diktatur zu entfernen. Der Antrag wurde zwar, wenn auch mit geringer Mehrheit, abgelehnt; dagegen wurde ein weiterer Antrag Struves, den Kampf mit allen zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen und jeden Versuch einer Unterhandlung mit dem Feinde als Verrat zu betrachten und zu bestrafen, trotz dem heftigen Widerspruch Brentanos angenommen. Die Forderung Verhandlungen anzuknüpfen und damit diejenige der Rückberufung des Großherzogs war seit Beginn der Revolution wiederholt laut geworden. Als Brentano nach den Niederlagen Sigels an der Bergstraße nach Heidelberg geeilt war, um die über ihren Führer erbitterten Soldaten zu beruhigen, hatten ihn diese mit Hochrufen auf den Großherzog empfangen und laut dessen Rückkehr verlangt. Im Landesausschuß und in der gesetzgebenden Versammlung hatte dann insbesondere der Abgeordnete Junghanns zu verschiedenen Malen es ausgesprochen, daß einzig in der Wiedereinsetzung des Großherzogs die Rettung aus den herrschenden trostlosen Verhältnissen erblickt werden könne. Brentano hatte sich diesen Forderungen gegenüber bis dahin ablehnend verhalten. Zwar wäre es ihm von Anfang an am liebsten gewesen, der Großherzog hätte das Land überhaupt nicht verlassen, aber nachdem dies einmal geschehen, war er klug genug einzusehen, daß die Rückkehr des Fürsten für ihn nicht nur den vollständigen Verzicht auf die Macht, die er augenblicklich besaß, sondern auch auf jede weitere Rolle im öffentlichen Leben bedeutete, und dazu mochte er, solange die Zustände nicht ganz hoffnungslos waren, denn doch die Hand nicht bieten. Jetzt freilich, da er sich über die Aussichtslosigkeit jedes ferneren Widerstandes keiner Täuschung mehr hingeben konnte, griff auch er den Gedanken an Unterhandlungen auf

und sprach im vertrauten Kreise offen davon, daß man durch solche der aufgelösten Armee die Verbannung in die Fremde ersparen müsse. Unter diesen Umständen mußte er in der Annahme des Struveschen Antrags ein gegen ihn gerichtetes Mißtrauensvotum erblicken, und dieses gab ihm den nicht unerwünschten Anlaß, sich von der Sache, die doch verloren war, zu trennen. Unmittelbar nachdem die Versammlung den Antrag Struves zum Beschluß erhoben hatte, legte er seine Stelle als Diktator und Mitglied der Versammlung nieder und verließ in der Nacht vom 28. auf 29. Juni Freiburg, um sich nach der Schweiz zu begeben. Als am andern Morgen eine Abordnung der Volksvertreter ihn aufsuchen wollte, um ihn durch die Versicherung, daß mit dem Beschlusse kein Mißtrauensvotum beabsichtigt gewesen, zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bewegen, war es bereits zu spät. Die Versammlung mußte sich begnügen, in einem Manifeste seine Flucht als feigen Verrat am Vaterlande zu bezeichnen. Brentano antwortete darauf mit einer Erklärung aus Feuerthalen gegenüber Schaffhausen vom 1. Juli, in welcher er seiner Partei und der ganzen Bewegung, damit freilich auch sich selbst, ein Urteil sprach, wie es vernichtender der erbittertste Gegner nicht hätte fällen können. Indem er sich darauf berief, daß er blutige Gewalttaten verhindert und sich nicht mit dem Gelde des Landes bereichert habe, warf er seinen Genossen vollendetste Unfähigkeit vor und beschuldigte sie, daß sie sich von gemeinen und eigennützigen Beweggründen bei ihrem Tun und Handeln hätten leiten lassen. Das Schriftstück ist wiederholt gedruckt worden und findet sich auch in Häussers „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution“ (S. 636—643). — Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde Brentano in contumaciam zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er hielt sich zunächst in der Schweiz auf und ging, als ihm hier das Asylrecht gekündigt wurde, 1850 nach Amerika. Hier gründete er in Potsville (Pennsylvania) eine deutsche Zeitung „Der Leuchtturm“ und führte einen heftigen Kampf gegen die Sklaverei und die dortigen Demokraten. Später erwarb er eine Farm in Michigan, die er einige Jahre selbst bestellte. 1859 wurde er als Redakteur der „Illinois-Staatszeitung“ nach Chicago berufen. 1862 bis 1867 war er erster Redakteur und Mitbesitzer dieser Zeitung und leistete in dieser Eigenschaft während des Bürgerkrieges der Sache der Union große Dienste. Er wurde in das Repräsentantenhaus der Staatslegislatur gewählt, wurde ferner Mitglied und Präsident des Stadtrats in Chicago und trug in letzterer Eigenschaft viel zur Einführung des

deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen bei. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er 1869 in der Alabamaangelegenheit, dem Streite zwischen den Vereinigten Staaten und England wegen des in letzterem Lande für die Südstaaten gebauten Kaperschiffes „Alabama", sich seines Adoptivvaterlandes aufs lebhafteste an und wurde 1872 amerikanischer Konsul in Dresden. Nach seiner Rückkehr nach Amerika wurde er 1876 als Abgeordneter in den Kongreß gewählt. In späteren Jahren trennte er sich von der republikanischen Partei, der er bisher angehört hatte, und wirkte 1884 für die Erwählung des Kandidaten der Demokraten, Cleveland, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er starb am 17. September 1891 in Chicago. *

Heinrich von Treitschke

hat nur etwa acht Jahre in Baden gelebt und gewirkt, aber sein Name darf doch in der Sammlung der Biographien verdienter Männer Badens nicht fehlen, wenn auch die Schilderung seines Lebens und Wirkens deshalb etwas kürzer gefaßt werden muß. Er gehörte zu den hervorragendsten Zierden der Hochschulen Freiburg und Heidelberg. Am 15. Dezember 1834 in Dresden geboren, als Sohn eines sächsischen Offiziers, der zuletzt Generalleutnant und Kommandant der Festung Königstein war, erhielt Heinrich v. Treitschke seine Schulbildung auf der dortigen Kreuzschule, wo er bald durch Talent und Fleiß sich auszeichnete. Nachdem er Ostern 1851, sechzehnjährig, die Abiturientenprüfung glänzend bestanden hatte, bezog er die Universität Bonn, um die Staatswissenschaften zu studieren. Von den ausgezeichneten Professoren, deren Vorlesungen er besuchte und von denen hier nur Ernst Moritz Arndt genannt sei, wirkte doch keiner so nachhaltig auf ihn ein als Dahlmann, dessen historisch-politische Anschauungen ihn bestimmend und entscheidend beeinflußten. In Bonn auch war es, wo er sich die preußische Staatsgesinnung aneignete, in deren Verbreitung und Festigung er in seinen späteren Jahren eine seiner vornehmsten Aufgaben erblickte; freilich geriet er dadurch in einen schweren Konflikt mit den Anschauungen und Überzeugungen seiner Familie, deren sächsischer Patriotismus sich mit seinen politischen Idealen nicht befreunden konnte. Für diese fand Treitschke dagegen volles Verständnis in der Burschenschaft Frankonia, in deren Mitte er ein fröhliches Studentenleben führte, wie es am Rhein gedeiht, und Freundschaften für das Leben schloß, unter anderen mit

badischen Kommilitonen, mit Wilhelm Nokk, dem späteren Staatsminister, und mit dessen Bruder, dem nachmaligen Reichsgerichtsrat Rudolf Nokk. Nachdem er auf den Wunsch seines Vaters zwei Semester an der sächsischen Landesuniversität zugebracht hatte, ohne dort die ihm wünschenswerte geistige Anregung zu finden, kehrte Treitschke im Oktober 1853 nach Bonn zurück, wo er neben dem Studium der Staatswissenschaften auch jenes der Staatswirtschaft pflegte und unter anderm Vorlesungen in Poppelsdorf hörte. Ostern 1854 siedelte er nach Tübingen über, wo er seine Dissertation auszuarbeiten begann, die er dann in Freiburg vollendete und — wie es damals noch erforderlich war — ins Lateinische übersetzte. Sie trug den Titel: „Quibusnam operis vera conficiantur bona“ und erwarb ihm den Doktorgrad der Universität Leipzig. Den Winter 1854 brachte er in Heidelberg zu, wo er sich mit nationalökonomischen Studien beschäftigte, auch die einschlägigen Vorlesungen von Kiesselbach hörte, während er in Freiburg in einem Freundeskreise, dem selbstredend die Brüder Nokk angehörten, selbst Vorlesungen über Nationalökonomie gehalten hatte, die solchen Beifall fanden, daß er schon damals daran dachte, sich zu habilitieren. — Im März 1855 siedelte er von Heidelberg nach Dresden über; für den von seinem Vater gewünschten Eintritt in den sächsischen Staatsdienst zeigte er keine Neigung; wohl aber faßte er damals den Plan, einer Einladung des Privatdozenten Aegidi zu folgen und sich in Göttingen für Nationalökonomie zu habilitieren. Neben den Vorbereitungen für die Verwirklichung dieses Planes begann er, sich der seit längerer Zeit ihn beherrschenden Neigung zur dichterischen Produktion so lebhaft hinzugeben, daß sie den Gedanken an Habilitation völlig in den Hintergrund zurückdrängte. Damals, während er — ohne Dozent zu sein — in Göttingen lebte, wollte er sich — von dem Gedanken, daß nur „das Schaffen dem Leben Wert gibt", erfüllt — eine Zeitlang lediglich der Journalistik und der Poesie zuwenden. Aber Verhandlungen über Stellungen auf dem Gebiete der Journalistik scheiterten und den damals veröffentlichten Gedichtsammlungen „Vaterländische Gedichte" (1856) und „Studien" (1857) fehlte der Erfolg, den er selbst und seine Freunde von ihnen erwarteten. Im Frühjahr 1857 verließ Treitschke Göttingen, um sich, wie es sein Vater wünschte, in Leipzig als Dozent zu habilitieren. Im September 1858 reichte er seine Habilitationsschrift ein: „Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch" (Leipzig 1859), in der er Mohls und Riehls Versuche, die Lehre von der Gesellschaft aus den Staatswissenschaften als eine

besondere selbständige Wissenschaft auszuscheiden, scharf angriff; am 10. Dezember d. J. hielt er seine Probevorlesung: „Über den Charakter der Hauptvölker Europas in bezug auf ihr Verhältnis zum Staat“; am 13. Januar 1859 erhielt er die venia legendi. Die Vorlesungen, die Treitschke in den nächsten Jahren über deutsche Verfassungsgeschichte, über preußische Geschichte, über die Geschichte von England hielt, behandelten durchweg sehr anziehende Stoffe, sie zeichneten sich aus durch Fülle der Ideen und wurden vorgetragen mit einer meisterhaften Beredsamkeit, die Treitschke sehr bald zum Liebling der studierenden Jugend machte. Hatte er seine erste Vorlesung vor 30 Zuhörern begonnen, so stieg im Laufe der folgenden Semester deren Zahl sehr bald auf 80 und höher. Um sich finanziell unabhängig zu machen, übernahm Treitschke neben seiner Universitätstätigkeit auch noch Vorlesungen über Nationalökonomie an einer landwirtschaftlichen Privatschule. Neben dieser doppelten Lehrtätigkeit fand er noch Zeit zu einer ausgebreiteten literarischen Betätigung. Abgesehen von zahlreichen Rezensionen für das Zarnckesche Literarische Zentralblatt, entstand in der Leipziger Zeit eine Reihe biographischer Darstellungen literarischer und politischer Persönlichkeiten, von denen hier nur die Aufsätze über Kleist, Hebbel, Lessing, Fichte, über Hans von Gagern und Karl August von Wangenheim genannt seien. Damals entstand auch schon der Plan in ihm, eine Geschichte des deutschen Bundes von 1815—1848 zu schreiben, in der er „kurz, scharf, völlig rücksichtslos dem faulen Haufen zeigen wollte, daß uns die Grundlage alles staatlichen Daseins, Recht, Macht und Freiheit fehlen, und daß keine Rettung anders möglich sei, als durch Vernichtung der Kleinstaaten“, durch eine Einigung unter Preußen. Um in Ruhe an diesem Werke arbeiten zu können, verließ Treitschke im April 1861 Leipzig und ging nach München, wohin ihn namentlich auch die reichen Schätze der dortigen Hof- und Staatsbibliothek zogen. Für seine politische Entwicklung war dieser Aufenthalt insofern von großer Wichtigkeit, als er hier zum erstenmal den süddeutschen Partikularismus und den Ultramontanismus genauer kennen lernte. Januar 1862 nach Leipzig zurückgekehrt, mußte Treitschke sehr bald einsehen, daß hier seines Bleibens auf die Dauer nicht sein konnte. Die scharfen Angriffe, die er in seinen Schriften, namentlich in dem Aufsatz über Wangenheim gegen die deutschen Mittelstaaten gerichtet hatte, hatten ihm in Sachsen, dessen Dynastie und dessen Staatsmänner er keineswegs geschont hatte, viele Feinde verschafft. Sie trugen ihm mancherlei Angriffe ein, wie sie auch das Verhältnis zu seinem Vater vor-

übergehend wieder trübten. Mehr als unter diesen Angriffen litt Treitschke damals unter der Verschärfung des Verfassungskonflikts in Preußen, da dadurch die Verwirklichung seiner deutschen Ideale durch Preußen in weite Ferne gerückt schien. Durch eine scharfe Erklärung, die er in den Grenzboten veröffentlichte, brach er im Juli 1863 mit den Preußischen Jahrbüchern, als diese sich den Preßedikten fügten, mit der Zeitschrift, in der er die meisten seiner publizistischen Arbeiten veröffentlicht hatte. Aus diesen unerquicklichen und aufreibenden Verhältnissen wurde Treitschke herausgerissen, als er im Jahre 1863 durch die Bemühungen des Freiherrn von Roggenbach und Mathys einen Ruf als a. o. Professor der Staatswissenschaften nach Freiburg erhielt und auch — nachdem er sich in Dresden nochmals überzeugt hatte, daß er in Sachsen nichts zu erwarten habe — annahm. Den aufgeregten politischen Kämpfen der Leipziger Zeit folgten hier mehrere Jahre ruhiger und fruchtbarer Gelehrtenarbeit. Eine stattliche Anzahl von Hörern, die sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammensetzte, folgte, wenn auch mit voreingenommenem Interesse seinen Vorlesungen. Weniger zufrieden war Treitschke mit den Freiburger Studenten; sie erschienen ihm als faul und im Vergleich mit den norddeutschen als sehr schülerhaft. Er begrüßte es daher mit Freuden, als man in Baden daran dachte, das höhere Schulwesen nach preußischem Muster zu reorganisieren. Auch in die gesellschaftlichen Verhältnisse Freiburgs lebte er sich sehr schnell ein, und von besonderer Wichtigkeit wurde es hier für ihn, daß er durch seinen Freund Wilhelm Nokk in das Haus von dessen Schwiegervater, des Freiherrn von Bodman, eingeführt wurde, wo er in dessen Tochter Emma seine spätere Gattin kennen lernte. Von Freiburg aus ging er des öfteren nach Karlsruhe, teils zum Besuche seiner dortigen Freunde, teils um auf dem Archive zu arbeiten. Von literarischen Arbeiten erschien bereits im Jahre 1864 der erste Band seiner „Historisch-politischen Aufsätze“, der neben dem Wiederabdruck einer Anzahl älterer, bereits früher erschienener Aufsätze eine liebevoll ausgearbeitete biographische Würdigung seines verehrten Lehrers Dahlmann enthielt. In demselben Jahre veröffentlichte Treitschke auch seine vielberufene Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat“, von der Schmoller geurteilt hat: „sie ist der Höhepunkt der ganzen publizistischen und historisch-politischen Schule, ohne deren Hilfe das deutsche Reich nicht zustande gekommen wäre.“ Mit der größten Schärfe wird hier nochmals der Gedanke ausgeführt, daß die bundesstaatliche Verfassung für Deutschland eine Unmöglichkeit,

daß Deutschlands Heil nur in dem engsten Anschlusse an Preußen zu suchen und daß dieser Anschluß unter Umständen mit den Waffen zu erzwingen sei. Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse rasch entwickelt; der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich und seinen Anhängern hatte sich so verschärft, daß eine kriegerische Lösung unausbleiblich erschien. Das Jahr 1864 und die preußische Politik der folgenden Jahre hatten Treitschke inzwischen aus einem Feinde Bismarcks zu dessen Verehrer gemacht. Er hatte erkannt, daß nur dieser der richtige Mann sei, um seine politischen Ideale zu verwirklichen. In einer Reihe glänzender Flugschriften — „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage“, „Der Krieg und die Bundesreform“, u. s. w. — trat er zu dem größten Entsetzen vieler seiner Freunde lebhaft für die von Bismarck befolgte Politik und für die Annexion Schleswigs-Holsteins durch Preußen ein. Trotzdem lehnte er jedoch, als ihn Bismarck im Jahre 1866 zur Mitarbeit an den Staatsschriften und an den Kriegsaufrufen einlud, diesen Ruf ab; erst als sich Baden durch die Abstimmung vom 17. Juni 1866 Österreich anschloß, hielt er es mit seiner Ehre für unvereinbar, diesem Staate länger zu dienen, und schied aus dessen Diensten, gerade in den Tagen, in denen er sich am 18. Juni mit Emma von Bodman verlobte. Von Freiburg aus wandte sich Treitschke nach Berlin und trat aushilfsweise in die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher“ ein, um wenigstens mit seiner Feder der guten Sache zu dienen. Seine damals veröffentlichte Flugschrift: „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten,“ in der er unter den schärfsten Angriffen auf die kurhessische, auf die welfische und auf die wettinische Dynastie deren Beseitigung forderte, erregte namentlich in Sachsen einen Sturm der Entrüstung; Treitschkes eigener Vater, der als Offizier jahrelang eine Vertrauensstellung bei dem albertinischen Königshause eingenommen hatte, gab in einer öffentlichen Erklärung seinem Schmerze und seiner Entrüstung über diesen Schritt seines Sohnes Ausdruck. Im Oktober des Jahres erhielt er in Freiburg, wo er sich gerade zum Besuche seiner Braut aufhielt, seine Ernennung als ordentlicher Professor der Geschichte und Politik in Kiel. Einen gleichzeitig erhaltenen Ruf nach Heidelberg lehnte er mit Rücksicht auf den schwer erkrankten Häusser ab. In Kiel führte er seine Braut heim, im Februar 1867 fand die Vermählungsfeier in Freiburg statt. Doch war seines Bleibens in Kiel nicht lange; bereits im Juli 1867 erhielt er zum zweitenmale einen Ruf als Nachfolger des inzwischen verstorbenen Ludwig Häusser; im Wintersemester 1867—68

nahm er seine Lehrtätigkeit in Heidelberg auf. Die Heidelberger Zeit hat Treitschke später selber die glücklichsten Jahre seines Lebens genannt. Seine drei Kinder wurden ihm hier geboren, in seinem gastfreien Hause verkehrte ein kleiner Kreis von Gleichgesinnten und belebte es. Eine außerordentlich erfolgreiche Lehrtätigkeit erwartete ihn, aus allen Teilen Deutschlands wurde die studierende Jugend durch seinen Ruf angezogen; die Schwierigkeiten, mit denen er in Freiburg zu kämpfen gehabt hatte, traten hier vollständig zurück. Die Arbeit an seiner „Deutschen Geschichte" ging rüstig weiter; daneben veröffentlichte er einige größere Abhandlungen, so die bereits zu Freiburg begonnene „Frankreichs Staatswesen und der Bonopartismus," ferner „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland," „Cavour," die er mit einigen bereits früher erschienenen Arbeiten 1870 in einer zweiten Sammlung „Historisch-politischer Aufsätze" vereinigte. — Mit dem Gang der politischen Ereignisse nach dem Jahre 1866 war Treitschke wenig zufrieden; das Jahr 1866 hatte ihm nicht erfüllt, was er für die Zukunft Deutschlands von ihm erhofft hatte. Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war ausgeblieben; der Zusammenschluß Nord- und Süddeutschlands schien wieder in weite Ferne gerückt. Daß die Stimmung in Süddeutschland und namentlich in Baden gegen Preußen freundlicher geworden war, erkannte er an, aber diese Erkenntnis vermochte ihn nicht zu bestimmen, sich an dem politischen Leben Badens aktiv zu beteiligen. Das Parteitreiben in Baden stieß ihn ab, und die Fragen der inneren badischen Politik erschienen ihm kleinlich im Vergleich zu den großen nationalen Fragen. Allerdings war sich Treitschke jetzt darüber klar, daß der Zusammenschluß Nord- und Süddeutschlands nicht durch einen starken Druck Preußens auf den Süden erzwungen werden dürfe, daß die Einigung vielmehr nur durch den freiwilligen Anschluß der süddeutschen Staaten erfolgen könne. Es ist daher begreiflich, daß er sich für den Plan seines alten Freundes und Gesinnungsgenossen Mathy, den dieser in einer Denkschrift entwickelte, Baden schon jetzt an den norddeutschen Bund anzugliedern, sehr rasch begeisterte und auch publizistisch in den preußischen Jahrbüchern für denselben eintrat, und wenn er auch Bismarcks Beweggründe sehr wohl anerkannte, so hat er es ihm doch sehr verargt, daß er Mathys Denkschrift nicht einmal einer Antwort würdigte. In die inneren badischen politischen Verhältnisse hat Treitschke nur ein einziges Mal persönlich eingegriffen. Als im Jahre 1868 bei der Neubildung des Ministeriums die übergegangenen Ministerkandidaten Lamey, Bluntschli und Kiefer in

einer nach Offenburg zusammenberufenen, liberalen Landesversammlung das preußisch gesinnte Ministerium Jolly zu stürzen versuchten, trat er — um eine Spaltung in der liberalen Partei und einen Bruch der Partei mit der Regierung zu verhindern — zuerst in einer Bürgerversammlung in Heidelberg und dann auf der zweiten Offenburger Landesversammlung mannhaft für den angegriffenen Jolly ein. Ein Augenzeuge hat uns von seinem Auftreten in Offenburg ein anschauliches Bild entworfen, wie die anwesenden Bürger und Landleute anfangs unmutig, bald aber mit steigendem Interesse den Worten des begeisterten Redners folgten, der die Anwesenden beschwor, alle trennenden Schranken um des Vaterlandes willen bei Seite zu setzen und Frieden zu halten, bis schließlich ein wahrer Sturm der Begeisterung losbrach. „Man umdrängte und umjubelte den Redner, kräftige Arme hoben ihn empor und der Beifall und Jubel wollte nicht enden. Es war der Höhepunkt des Tages.“ — Schneller, als es Treitschke gehofft hatte, sollte auch die Einigung Deutschlands sich vollenden. Das auf den Schlachtfeldern Frankreichs vergossene Blut ließ die den Norden und Süden trennenden Gegensätze mehr und mehr zurücktreten. Durch die Begründung des Deutschen Reiches, durch die Kaiserproklamation in Versailles fand der Wunsch aller wahrhaft patriotisch denkenden Deutschen seine schönste Erfüllung. Mit einer begeisterten Rede hatte Treitschke seine Heidelberger Studenten in den heiligen Kampf für das Vaterland, zum Sieg hinausgeschickt; mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte er die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz. Schon bald nach den ersten Gefechten erschien seine zündende Schrift: „Was wir von Frankreich fordern?“, in der er die Losreißung des Elsasses und Lothringens von Frankreich und ihre Wiedervereinigung mit Deutschland, ihre Angliederung an Preußen forderte. Allerdings entsprach auch jetzt der Erfolg nicht seinen hochgespannten Erwartungen; seinen unitarischen Idealen entsprach das aus den Verträgen des Jahres 1871 hervorgegangene Staatsgebilde keineswegs; mit den Württemberg und Bayern gewährten Reservatrechten hat er sich nie auszusöhnen vermocht, wenn er auch anerkannte, daß durch die Einheit des Heeres und der äußeren Politik bereits Großes erreicht sei. Auch mit der dem „Reichslande“ gewährten Sonderstellung war er nicht einverstanden; er hätte dieser Zwitterstellung eine Angliederung an das große Preußen vorgezogen, die ihm einen rascheren Fortgang der Germanisation desselben zu verbürgen schien. — Im Jahre 1871 wurde Treitschke fast ohne sein Zutun von dem rheinischen Wahlkreis Kreuznach-Simmern in den Reichs-

tag gewählt. Er schloß sich hier zunächst der nationalliberalen Fraktion an, bis er im Jahre 1879, als die Nationalliberalen die sogenannte Frankensteinsche Klausel, durch die ein Teil der Zolleinnahmen den Einzelstaaten überwiesen wurde, verwarfen und dadurch den Bruch Bismarcks mit der Partei herbeiführten, aus ihr ausschied. An den Arbeiten des Reichstags hat sich Treitschke mit großem Eifer beteiligt, namentlich in den Tagungen der Jahre 1871, 1874, 1879—82 hat er wiederholt in die Debatten des Parlaments eingegriffen. „Seine Reden, welche konstitutionelle und wirtschaftliche Fragen, Tabaksmonopol, Heeresverfassung, Sozialistengesetz, Elsaß-Lothringen u. s. w. behandelten, zeigten, wie ihr Herausgeber jüngst mit Recht bemerkt hat, sachlichen Inhalt, Gedankenreichtum, geistvollen und schlagfertigen Ausdruck" (Herausgegeben von O. Mittelstädt. 1896). Später erlahmte sein Interesse und im Jahre 1888 legte er, verstimmt über den Gang, den die innere Politik in Deutschland genommen, sein Mandat nieder. Inzwischen hatte er im Frühjahr 1873 einen Ruf als Nachfolger Droysens an die Berliner Universität erhalten. Der Entschluß, ihm zu folgen, wurde ihm doch nicht ganz leicht; die badische Regierung setzte alle Hebel in Bewegung, ihn zu halten; seine Freunde bestürmten ihn, zu bleiben. Aber die Rücksicht auf seine deutsche Geschichte, zu deren Vollendung er auf die Berliner Archive angewiesen war, die Rücksicht ferner auf den großen ihm winkenden Wirkungskreis, die Schwierigkeiten auch, von Heidelberg aus seine Stellung als Reichstagsabgeordneter mit seinem Lehramt zu vereinigen, gaben schließlich den Ausschlag. Im Frühjahr 1874 siedelte er nach Berlin über. Über den nunmehr folgenden Lebensabschnitt Treitschkes kann an dieser Stelle kurz hinweggegangen werden. Eine eingehende Schilderung von Treitschkes Berliner Zeit liegt außerhalb des Rahmens einer Sammlung „Badischer Biographien." Derjenige, der Treitschkes Stellung zu den Fragen der inneren Politik, zum Sozialismus, zu den wirtschaftlichen Fragen, zur Judenfrage, zur Schulfrage u. s. w. kennen lernen will, sei auf die unten angeführten trefflichen Ausführungen Bailleus in dem „Biographischen Jahrbuch" und in der „Deutschen Rundschau" verwiesen. In den letzten Jahren seines Lebens trat bei Treitschke die Beschäftigung mit den politischen Fragen überhaupt völlig in den Hintergrund, mehr und mehr konzentrierte er seine ganze Arbeitskraft auf die Vollendung seines Lebenswerkes, der „Deutschen Geschichte". Als er im Jahre 1874 Heidelberg verließ, hatte er das Manuskript für den zweiten Band nahezu vollendet. In Berlin begann er sofort mit

der Bearbeitung des ersten, der einleitend Deutschlands Entwicklung vom Jahre 1648—1815 behandelte. Im gleichen Jahre veröffentlichte er eine Anzahl seiner Aufsätze zur Tagespolitik unter dem Titel „Deutsche Kämpfe.“ Im Jahre 1879 erschien dann der erste Band seiner „Deutschen Geschichte“; ihm folgte der zweite 1882, der dritte 1886, der vierte 1889. Aus den Vorarbeiten zur „Deutschen Geschichte“ entstanden eine Reihe von Abhandlungen, über „Samuel Pufendorf“, über „Luther und die deutsche Nation“, über „Gustav Adolf und die deutsche Freiheit“; ferner die Aufsätze „Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik“, „Aus den Papieren des Staatsministers von Motz“, „Aus der Zeit der Demagogenverfolgung“, „Zur Geschichte der sächsischen Politik im Jahre 1806“ u. s. w., die dann nach seinem Tode zusammen mit andern Arbeiten durch Erich Liesegang in einem vierten Bande der „Historisch-politischen Aufsätze“ vereinigt worden sind. Dazu traten zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen zur Tagespolitik, über politische Fragen, über die Judenfrage, über das Gymnasial- und Volksschulwesen, über die Kirchengesetzgebung u. s. w., die gleichfalls nach Treitschkes Tode Erich Liesegang als zweiten Band der „Deutschen Kämpfe“ gesammelt hat. Man wird diese ungeheure Arbeitskraft Treitschkes um so mehr bewundern müssen, als er gerade in diesen Jahren von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde. Im Jahre 1882 starb sein einziger Sohn, erst 14 Jahre alt; in der Folge verfiel seine Gattin einem unheilbaren Gemütsleiden. Er selbst wurde von einem sehr schweren Augenleiden heimgesucht, das ihm zeitweise jede Beschäftigung mit der „Deutschen Geschichte“ unmöglich machte, und von dem er, erst nach längerer Zeit, durch eine Kur in Heidelberg Heilung fand. Zahlreiche Angriffe auf seine „Deutsche Geschichte“ verbitterten ihm gleichfalls das Leben; keiner derselben ist ihm wohl so nahe gegangen, wie derjenige Hermann Baumgartens, durch den eine jahrelang gepflegte Freundschaft ein jähes und unerfreuliches Ende fand. Umsomehr erfreute ihn dann der allgemeine Beifall, der seinem 1894 erschienenen fünften Bande der „Deutschen Geschichte“ zu teil wurde. Im folgenden Jahre unternahm er eine Erholungsreise nach England; anscheinend neu gestärkt nahm er nach seiner Rückkehr die Vorarbeiten zum sechsten Bande seiner „Deutschen Geschichte“ auf, als deren Nebenfrucht er im Jahre 1896 seinen Aufsatz über „Das Gefecht von Eckernförde“ in der Historischen Zeitschrift, deren Redaktion er nach Sybels Tode übernommen hatte, veröffentlichte. Gleichzeitig trug er sich mit dem Gedanken der Bearbeitung eines Werkes über Politik. Da

erkrankte er an einem unheilbaren Nierenleiden, das ihn am 26. April desselben Jahres schnell und sanft aus dem Leben hinwegnahm. — Vgl. Bailleu, Heinrich von Treitschke, Deutsche Rundschau. Jahrgang 1896—97, S. 97—132 und 197—231; Bailleu, Nekrolog im Biographischen Jahrbuch I, 376—389; Eckerlin, Heinrich von Treitschke, Leipzig, Voigtländer 1898; Hausrath, Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke, Leipzig, Hirzel 1901; Marcks, Heinrich von Treitschke. Ein Nachruf. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I, Monatsblätter, 65—75; Meinecke, Heinrich von Treitschke, Historische Zeitschrift LXXVII, 86—90; Schiemann, Heinrich von Treitschke. Lehr- und Wanderjahre 1834—1866, München und Leipzig, Oldenburg 1896. — In bibliographischer Hinsicht ist noch nachzutragen, daß Treitschkes Vorlesungen über Politik (Leipzig 1897) durch Max Cornicelius in zwei Bänden herausgegeben worden sind. *

Totenliste 1891—1901.

Peter Joseph *Albert*, geb. 6. Juni 1807 in Gamburg, kathol. Pfarrer in Dossenheim, gest. 3. April 1892 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1892, 257—260).

Adolf *Auerbach*, geb. 15. Juni 1826 in Karlsruhe, 1849—1862 Sänger (Heldentenor) an den Stadttheatern in Zürich, Mainz, Danzig, Frankfurt a. M. u. a., sowie an den Hofbühnen in München und Wien; er war der erste Lohengrinsänger in Frankfurt a. M. (12. April 1854), der erste Tannhäuser in München (12. August 1855), zuletzt Theateragent in Frankfurt a. M., gest. daselbst anf. Februar 1896 (Neuer Theater-Almanach 8 (1897), S. 171).

Elise *Axtmann*, geb. 11. Januar 1827 in Karlsruhe als Tochter des Logenmeisters Friedrich Richter, Schauspielerin, verheiratet in erster Ehe mit Musikdirektor Gustav Sobirey in Kassel, in zweiter mit Direktor Axtmann in Bruchsal, gest. in Bruchsal 24. November 1897 (Neuer Theater-Almanach 10, 155.)

Karl Heinrich *Baader*, geb. 1829 in Löffingen, Oberamtmann in Villingen (1866—1871), Waldshut (1871—1877), Offenburg (1877—1886), Stadtdirektor in Konstanz (1886—1889), 1889—1899 im Ministerium des Innern, Geh. Oberregierungsrat, 1899 Kollegialmitglied des Verwaltungsgerichtshofes und Geh. Rat III. Klasse, im gleichen Jahre in den Ruhestand getreten, gest. 6. April 1901 in Karlsruhe.

Wilhelm *Baden*, geb. 13. November 1843 in Karlsruhe, kathol. Pfarrer in Zimmern (Amt Tauberbischofsheim), gest. 2. August 1897 in Würzburg (Freib. kathol. Kirchenblatt 1897, 625—629).

Sigmund *Battlehner*, geb. in Östringen, 1872—1883 Regierungsrat bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, 1885—1890 erster Vorstand des Lebensbedürfnisvereins in Karlsruhe, gest. in Karlsruhe 21. Juni 1890.

Oskar *Bauberger*, geb. 1. September 1865 in Karlsruhe, Sänger und Schauspieler, ursprünglich im Fach der jugendlichen Helden in Meiningen, Metz und Magdeburg tätig, ging dann zur Operette über und war seit 1893 am Stadttheater zu Leipzig engagiert; gest. 11. September 1899 in Leipzig (Neuer Theater-Almanach 11 (1900), 175 f.).

Johann Adam *Bauer*, geb. 17. September 1820 in Buchen, 1873—1897 Archivar der II. Kammer der Landstände, Regierungsrat, gest. 10. Februar 1899. Herausgeber: Badens Volksvertretung in der Zweiten Kammer der Landstände von 1819 bis 1891. Karlsruhe 1891.

Adolf *Bauer*, geb. 6. Dezember 1827 in Mannheim, Schauspieler, Mitglied der Mannheimer Hofbühne, gest. in Mannheim 3. September 1897 (Neuer Theater-Almanach 9 (1898), 200).

Hermann *Becker*, geb. 3. August 1859 in Steinegg bei Pforzheim, Professor an der Realschule in Mannheim, gest. 13. Juni 1897 (Limberger in den Südwestdeutschen Schulblättern 1897, 186 f.).

Ferdinand *Behringer*, geb. 25. September 1824 zu Häusern bei St. Blasien, kathol. Pfarrer in Hänner, gest. 2. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 84 f.).

Otto *Bender*, geb. 9. April 1865 in Baden, Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Meersburg und zuletzt Kreisschulrat in Tauberbischofsheim, gest. 7. Mai 1901 (H. Steiger in den Südwestdeutschen Schulblättern 1901, 232 f.).

Joseph *Benz*, geb. 16. März 1825, 1872—1898 katholischer Stadtpfarrer in Karlsruhe, erzbischöflicher Geistlicher Rat, Dekan des Landkapitels Ettlingen, einer der wenigen aus der jüngeren Generation des badischen Klerus, der noch der Wessenbergischen Richtung angehörte und sich von jeder Beteiligung am politischen Leben fern hielt, gest. 30. November 1898 (v. Weech im Biograph. Jahrbuch 3, 230).

Lorenz *Berberich*, geb. 11. August 1814 zu Hainstadt, kath. Pfarrer in Waldstetten und in Rotenberg, gest. 3. April 1898 (Biographisches Jahrbuch 230. — Freib. kathol. Kirchenblatt 1898, 393—396).

Max *Berger*, geb. 13. Februar 1839 in Säckingen, kathol. Stadtpfarrer in Heitersheim, gest. 20. Februar 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 161—165).

Emil *Betz*, geb. 2. Juni 1821 in Karlsruhe, nahm als Leutnant im 4. Infanterieregiment am Zuge gegen die Heckerschen Freischaren im badischen Oberland (1848) und am Feldzug gegen Dänemark teil (Gefecht von Ulderupp, 6. April 1849), 1870/71 Bataillonskommandeur im Grenadierregiment, später Bezirkskommandeur in Freiburg (1873), gest. als Oberst z. D. 24. Februar 1895. — Verfasser: Aus den Erlebnissen und Erinnerungen eines alten Offiziers. Karlsruhe 1894. (Bad. Militärvereinsblatt 1895, 76).

Eduard *Bichler*, geb. 18. Mai 1819 zu Pforzheim, Bijouteriefabrikant daselbst, 1875 bis 1881 Vertreter der Stadt Pforzheim im bad. Landtag, gest. 19. Oktober 1899 (Vgl. A. Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1901. S. 325 f.).

Joseph *Blattmann*, geb. 5. Juli 1827 in Oberglottertal, Bürgermeister in Unterglottertal, 1881—1884 und 1893—1900 Vertreter des 17. Wahlbezirks (Waldkirch-Emmendingen) im badischen Landtag, Mitglied der Zentrumspartei, gest. 14. Juni 1901.

Karl Albert *Bok*, geb. 11. September 1837, kathol. Pfarrer in Salem, gest. 24. November 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 829—832).

Martin *Bölle*, geb. 11. November 1848 in Bohlingen, kathol. Pfarrer in Peterstal, gest. 12. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 478—481).

Valentin *Both*, geb. 27. Mai 1850 zu Dittwar, Professor am Gymnasium in Heidelberg, gest. 14. September 1900 (K. Pfaff in den Südwestdeutschen Schulblättern 1900, 96 f.).

Hermann *Breunig*, geb. 8. Mai 1855 zu Unterschéidental (Amtsbezirk Buchen), Professor am Gymnasium zu Rastatt Verfasser einer kurzer Geschichte der Stadt Rastatt (1896) und verschiedener in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Aufsätze, Programmabhandlungen u. a., gest. 5. November 1899 (Sitzler in den Südwestdeutschen Schulblättern 1899, 364—366).

Ludwig Bartholomäus *Bundschuh*, geb. 19. August 1828 zu Hardheim, Stadtpfarrer zu St. Stephan zu Konstanz, gest. 8. Februar 1893 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1893, 114).

Dr. Georg *Bünger*, geb. 23. Juli 1856 zu Burg bei Magdeburg, Professor am Gymnasium in Baden, gest. 25. September 1898 (Frühe in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 294—297).

Albert *Christophl*, geb. 17. Februar 1843 in Walbürn, kathol. Stadtpfarrer in Ballenberg, gest. 10. Oktober 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 681 f.).

Julius Anselm *Christophl*, geb. 14. April 1842 in Walldürn, kathol. Stadtpfarrer in Osterburken, gest. 18. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 343—345).

Karl Adolf *Conradi*, geb. 21. Januar 1837 in Waldkirch, Direktor der Oberrealschule in Mannheim, gest. 27. September 1899 (K. Schumacher in den Südwestdeutschen Schulblättern 1900, 58 f.).

Ludwig *Degen*, geb. 9. August 1839 in Engen, kathol. Pfarrverweser in Furtwangen (1874—1881), wo er, nachdem den Altkatholiken der Mitgebrauch der Pfarrkirche eingeräumt worden war, den Bau einer Notkirche veranlaßte, kathol. Stadtpfarrer in Bruchsal (1883—1894) und von St. Stephan in Konstanz (1894—1897), gest. 28. Februar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 273—277; 291—294).

Wilhelm *Delffs*, geb. 1812 in Kiel, 1853—1889 Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg und Vorstand des chemischen Laboratoriums dieser Fakultät, gest. 17. März 1894 in Heidelberg.

Wilhelm Ludwig Albert *Dern*, geb. 6. Januar 1826 zu Heitersheim, 1870/71 Bataillonskommandeur im 6. Infanterieregiment, führte dieses Regiment für den erkrankten Regimentskommandeur in der Schlacht von Belfort, gest. als Oberst a. D. 11. November 1898 in Karlsruhe (Bad. Militärvereinsblatt 1898, 405).

Felix Otto *Dessoff*, geb. 14. Januar 1835, 1875—1880 Hofkapellmeister in Karlsruhe, gest. als Kapellmeister in Frankfurt a. M. 28. Oktober 1892 (Neuer Theater-Almanach 5 (1894), 172—174).

Ludwig *Dietz*, geb. 28. Dezember 1818 zu Offenbach a. M., gest. 16. Januar 1892 zu Karlsruhe, 1874—1888 Archivrat am General-Landesarchiv in Karlsruhe.

Ernst Friedrich *Diez*, geb. in Waldkirch 17. März 1805, Sänger, 1830—1837 Mitglied des Hoftheaters in Mannheim, 1837—1849 des Hoftheaters in München, gest. daselbst Dezember 1892 (Neuer Theater-Almanach 5 (1894), 176).

Franz Joseph *Dufner*, geb. 3. April 1816 in Altbreisach, Major und Bezirkskommandeur in Mosbach und (1870—1882) in Karlsruhe, wo er die ihm in dieser Stellung zufallende Aufgabe, „die damals in Baden völlig neue Einrichtung praktisch einzuführen“, mit bestem Erfolge löste, gest. als Major z. D. 26. Juni 1891

(Badisches Militärvereinsblatt 1891, 129).

Friedrich *Dürr*, geb. 25. Dezember 1860 in Tauberbischofsheim, Professor am Gymnasium in Karlsruhe, gest. 2. Juli 1893 (Südwestdeutsche Schulblätter 1893, 155—157).

Friedrich Wilhelm *Eckert*, geb. 6. Mai 1829 zu Walldürn, kathol. Pfarrer in Königheim (1872—1897), gest. 22. Oktober 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 717—719).

Leopold Freiherr von *Edelsheim-Gyulai*, geb. 10. Mai 1826 in Karlsruhe, gest. als österreichischer General der Kavallerie 27. März 1893 in Pest.

Gotthard *Eglau*, geb. 5. Mai 1830 in Niederschopfheim, kathol. Pfarrer in Unzhurst, gest. 9. April 1891 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1891, 361—365).

Ferdinand *Eisen*, geb. 18. Mai 1829 zu Kartung (Amtsbezirk Baden), kathol. Stadtpfarrer in Überlingen, wo er erfolgreich für die Restauration des Münsters wirkte, einen St. Vincentiusverein und eine Kleinkinderschule ins Leben rief; gest. 16. Juni 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 457—460).

Rudolf *Engler*, geb. 7. März 1832 zu Emmendingen, 1851 Leutnant in der badischen Artilleriebrigade, 1870/71 Major und Kommandeur der Kolonnenabteilung des badischen Feldartillerieregiments, 1876—1882 Bezirkskommandeur in Bruchsal, 1882—1889 in Karlsruhe, gest. als Oberst a. D. 14. Mai 1897 (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 198).

Raphael Slidell von *Erlanger*, geb. 23. Juli 1865 in Paris, seit 1893 Privatdozent und zuletzt a. o. Professor für Zoologie an der Universität Heidelberg, gest. 30. November 1897 (Leopoldina 33, 166. — Chronik der Stadt Heidelberg für 1897, S. 94).

Joseph *Fackler*, geb. 12. Januar 1832 zu St. Peter, kathol. Pfarrer in Achkarren, gest. 6. November 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 753—755).

Karl Friedrich *Fehrenbach*, geb. 29. Januar 1844 in Freiburg, kathol. Pfarrer in Erlach, Pfleger der bad. histor. Kommission, Verfasser einer Bruchstück gebliebenen Geschichte seiner Pfarrei, gest. 27. Januar 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 129—132).

Henriette *Feuerbach*, geborene Heidenreich, geb. 13. August 1812 in Ansbach, die Witwe des Archäologen Anselm Feuerbach (vgl. Bad. Biogr. I, 245—247) und Stiefmutter seines gleichnamigen Sohnes, des berühmten Malers (vgl. Bad. Biogr. III, 26—29), lebte 1852—1876 in Heidelberg, wo sie während des Krieges 1870/71 sich um die Krankenpflege hervorragende Verdienste erwarb, gest. 5. August 1892 (Vgl. C. Neumann in Anselm Feuerbach v. J. Allgeyer 2. Aufl. 1904 S. XVI ff.).

Friedrich *Feyerlin*, geb. 31. Mai 1825 in Konstanz, Badearzt in Rippolsau, zu dessen Aufschwung als Bad er wesentlich beitrug, Geh. Rat, gest. 13. April 1893 (Ärztliche Mitteilungen 1893, 55).

Leopold *Fischer*, geb. 22. Oktober 1861 zu Rastatt, gest. 4. September 1901 als praktischer Arzt in Karlsruhe, Mitbegründer (1899) und stellvertretender Vorsitzender des „Badischen Zoologischen Vereins", Verfasser eines Werkes „Die Vögel Badens" (1897) (Mitteilungen des Bad. Zoologischen Vereins Nr. 16 (1903) S. XXV—XXIX).

Richard *Fischer*, geb. 11. November 1848 in Freiburg, Opernsänger, gest.

11. Mai 1898 in Berlin (Biogr. Jahrbuch 5, 19*).

Louis *Franzmann*, geb. 11. Oktober 1825 in Karlsruhe, Kaufmann in Pforzheim, 2. Bürgermeister daselbst und Kommandant der städtischen Feuerwehr, Vorstand des badischen Landes-Feuerwehrverbandes und Ausschußmitglied der deutschen Feuerwehr, gest. 5. Mai 1896 (A. Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1901, S. 521 f.).

Anton *Fräßle*, geb. 17. April 1831 in Kiechlinsbergen am Kaiserstuhl, kathol. Pfarrer in Hochsal, gest. 21. September 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 636—638).

Theodor *Frey*, geb. 14. Februar 1814 in Neustadt a. d. Haardt, seit 1842 in Eberbach, 1848 Civilkommissär daselbst, Begründer des Vorschußvereins und des Gewerbevereins in Eberbach, Abgeordneter dieser Stadt für die Kreisversammlung (1865—1895) und des 37. Wahlbezirks (Eberbach-Mosbach) für den badischen Landtag (1867—1880), gest. 21. April 1897 in Eberbach (Lebens-Erinnerungen und Erlebnisse. Biographische Skizzen von Theodor Frey. Eberbach 1896. — J. G. Weiß, Geschichte der Stadt Eberbach S. 194).

Fidelis *Fricker*, geb. 31. Oktober 1819 in Obereisenbach (württemberg. Oberamt Tettnang), kathol. Pfarrer in Nesselwangen, gest. 11. Juli 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 491 f.).

Karl *Friderich*, geb. 3. November 1816 in Durlach, ehemals einer der Führer der nationalliberalen Partei in Baden. 1850—1892 Mitglied der Zweiten badischen Kammer, langjähriger Präsident der Budgetkommission derselben und zuletzt auch erster Vizepräsident der Kammer selbst, 1874—1878 Vertreter des 9. Wahlkreises (Pforzheim-Durlach-Ettlingen-Gernsbach) im deutschen Reichstag, gest. 23. August 1894 in Durlach.

Karl *Friedrich*, geb. 6. März 1849 in Wertheim, Professor am Realgymnasium in Karlsruhe, gest. 7. Juli 1893 (J. Keller in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 157—159).

Adolf *Fritz*, geb. 4. Dezember 1820 in Karlsruhe, gest. daselbst 18. November 1897, Obergeometer und Vorsteher des Zeichenbureaus der Generaldirektion der Bad. Staatseisenbahnen; Verfasser der Schrift „Die Höllentalbahn von Freiburg nach Donaueschingen. Karlsruhe" (in zahlreichen Auflagen).

Friedrich *Gehri*, geb. 11. Februar 1828 in Munzingen, kathol. Pfarrer in Ettenheimmünster, gest. 17. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 99 f., Freiburg. Diözesan-Archiv N. F. 1, 282).

Karl *Gern*, geb. 13. Oktober 1845 auf dem fürstl. Hohenzollernschen Hüttenwerk Laucheral bei Sigmaringen, Professor an der Realschule in Heidelberg, gest. 29. Dezember 1895 (Ehret in den Südwestdeutschen Schulblättern 1896, 77 f.).

Anton *Gillig*, geb. 17. Februar 1809 zu Külsheim, kathol. Pfarrer in Krotzingen, gest. 4. September 1893 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1893, 603—608).

Bernhard *Gißler*, geb. 1829, praktischer Arzt und Oberarzt des städtischen Krankenhauses in Pforzheim, Medizinalrat, gest. daselbst 13. Juli 1899 (Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim S. 487 f.).

Joseph *Glück*, geb. 23. Dezember 1840 in München, ehemal. Kammermusiker am großh. Hoftheater in Karlsruhe,

gest. ebenda 26. März 1901 (Biogr. Jahrbuch 6, 33*).

Joseph *Gremmelspacher*, geb. 11. Oktober 1827 zu Neuhäuser (Amt Freiburg), kathol. Pfarrer in Tennenbronn, gest. 28. Oktober 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 797—799).

Karl Friedrich *Grether*, geb. 18. September 1834 zu Schopfheim, gest. daselbst 16. April 1897, 1873—1897 Bürgermeister von Schopfheim, 1881—1888 Mitglied der Zweiten Kammer der Landstände für den 11. Landtagswahlkreis (Amt Schopfheim und Orte des Amtes Säckingen), Mitglied der Kreisversammlung und des Kreisausschusses des Kreises Lörrach, der evangel. Generalsynode u. s. w. (Karlsruher Zeitung vom 25. April 1897).

Joseph *Greule*, geb. 18. März 1854 zu Kuppenheim, Professor an der Oberrealschule in Karlsruhe, Mitredakteur der Südwestdeutschen Schulblätter, gest. 17. Februar 1898 (Keim in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 41—43).

Karl *Groos*, geb. 9. Januar 1820 zu Hungen in Oberhessen, Inhaber der Universitätsbuchhandlung Karl Groos in Heidelberg und Freund Viktor von Scheffels, gest. 7. Juli 1897 (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1897 S. 86 f.).

Ignaz *Guth*, geb. 30. Juni 1816 in Herbolzheim (Amtsbez. Emmendingen), kathol. Pfarrer in Riegel, gest. 16. Oktober 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 702—704).

Beda *Hafen*, geb. 27. Mai 1833 in Schörzingen (Württemberg), kathol. Pfarrer in Gutenstein, Stühlingen und Stettfeld, ein um die Kirchenbauten in Gutenstein und Stettfeld verdienter Geistlicher, gest. 17. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 131—133).

Cornelius *Hallbaur*, geb. zu Königheim 22. September 1829, kathol. Pfarrer in Forst bei Bruchsal, ein um die Kirchenbauten in Seckach und Forst verdienter Geistlicher, gest. 1. März 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 136—138).

Julius *Hanser*, geb. 7. Dezember 1832 in Munzingen, kathol. Pfarrer in Bleichheim (1861—1897), gest. 2. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 84—87).

Helene *Hartmann*, geb. Schneeberger, geb. 14. September 1843 in Mannheim, 1860—1864 Mitglied des großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, 1864—1867 am Thaliatheater in Hamburg, 1865—1898 Mitglied des Hofburgtheaters in Wien, k. k. Hofschauspielerin, gest. 12. März 1898 (Neuer Theateralmanach 10, 163—165. — Biograph. Jahrbuch 3, 113—115).

Ferdinand *Hauser*, geb. 13. August 1820 in Dauchingen, kathol. Pfarrer in Jöhlingen, gest. 21. Mai 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 427—429).

Leopold *Hauser*, geb. 12. August 1833 zu Hartheim (Amt Staufen), kathol. Pfarrer in Friedenweiler und in Ehingen, gest. 6. April 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 305—307).

Andreas *Heffner*, geb. 28. November 1837 in Bretzingen, kathol. Pfarrer in Winzenhofen, gest. 21. September 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 633 f.).

Leopold *Heinrich*, geb. 20. Juni 1830 in Karlsruhe, Architekt der Hochbauten der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen und außerordentliches Mitglied der großh. Baudirektion, Oberbaurat, gest. am 17. Januar 1891 in Karlsruhe (Zentralblatt der Bauverwaltung 1891, 44).

Johann *Hermann*, geb. 3. Dezember 1845, kathol. Pfarrer in Feldkirch (Amt Staufen), gest. 7. November 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 737—740).

Moritz *Hetzel*, geb. 12. September 1850 in Staßfurt, großh. Musikdirektor in Mannheim, Komponist, gest. 14. September 1900 in Mannheim (Monatshefte für Musikgeschichte 33, 128).

Wilhelm *Höchstätter*, geb. 29. Juni 1840, 1863 evangel. Pfarramtskandidat, 1875—1893 Professor am Lehrerseminar II. in Karlsruhe, gest. 3. November 1893 zu Karlsruhe (Karlsruher Zeitung vom 19. November 1893).

Oskar *Höcker*, geb. 13. Juni 1840, gest. 8. April 1894 in Berlin, Schauspieler, 1866—1882 Mitglied der Karlsruher Hofbühne, zuletzt (seit 1889) des Berliner Lessing-Theaters, Volks- und Jugendschriftsteller (Vgl. Neuer Theater-Almanach 6 (1895), 182 f.).

Benedikt *Höferlin*, geb. 23. Oktober 1817 in Bellingen, kathol. Pfarrer in Allensbach (1863—1897), gest. 4. April 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 244—247).

Franz Alois *Hoffmann*, geb. 20. Mai 1810 in Schlierstatt bei Adelsheim, 1855—1872 Direktor des Lyceums in Konstanz, gest. 31. Dezember 1897 in Baden, Verfasser eines lateinischen Übungsbuches, von Beiträgen zur Geschichte des Konstanzer Lyceums u. s. w. (Frühe in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 62 f.).

Johann Theodor Christoph *Hofmann*, geb. 26. November 1808, 1862—1893 kathol. Pfarrer in Hemsbach (Amt Weinheim), 1871/72 Mitglied der Zweiten Kammer der Landstände für den Wahlkreis Walldürn-Wertheim, mit Lindau u. a. Mitbegründer des Pfälzer Boten, gest. 30. Mai 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 377—379).

Julius *Hofmann*, geb. 12. Februar 1838 in Osterburken, Bürgermeister daselbst, ein eifriger Altertumsforscher, der sich namentlich um die Erforschung des Römerkastells bei Osterburken Verdienste erworben hat, gest. 7. März 1900 (Bad. Landeszeitung vom 10. März 1900).

Karl *Holdermann*, geb. 3. Juli 1845 in Heidelberg, erster Stadtvikar in Mannheim, 1875—1891 Professor an der Höheren Mädchenschule in Karlsruhe, dann an der Höheren Bürgerschule in Achern (1892) und am Gymnasium in Lahr (1893), gest. 2. Mai 1893, Verfasser einer Reihe von Lehrbüchern, eines Lesebuchs für die Höheren Mädchenschulen, eines Lehrbuchs der allgem. Geschichte für Oberklassen (mit Löhlein zusammen), von Bildern und Erzählungen aus der allgemeinen und deutschen Geschichte (zusammen mit Setzepfand in Magdeburg), einer Badischen Heimatskunde u. a. (Löhlein in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 136 f.).

Eugen *Holtzmann*, geb. 26. April 1848 in Karlsruhe, Papierfabrikant in Weißenbach (Amt Rastatt), Kommerzienrat, 1877—1893 Mitglied des deutschen Reichstags, gest. 3. Oktober 1901 in Weißenbach.

Fridolin *Honold*, geb. 29. November 1837 in Engen, Stadtpfarrer in Bonndorf, gest. daselbst 3. November 1900 (Bad. Unterhaltungsblatt [Beilage der Bad. Landeszeitung] Nr. 90 vom 10. November 1900).

Adolf *Honsell*, geb. 19. November 1839 in Mannheim, Bezirksarzt in Konstanz, Geh. Hofrat, gest. daselbst 23. November 1896 (Ärztl. Mittei-

lungen 1896, 175. — Karlsruher Zeitung vom 25. November 1896).

Leopold August *Hoppensack*, geb. 13. Oktober 1820 zu St. Trudpert im Münstertal, kathol. Pfarrer in Schuttern, gest. daselbst 3. September 1900. — Verfasser von „Lieder vom Schwarzwalde“ (1865. 2. Aufl. 1869), „Therese. Ein Volkslied aus dem Münstertale des Schwarzwaldes“ (1867), „Prinz Eugenius, der edle Ritter. Rhapsodische Genre- u. Kriegsbilder“ (1873), „Winfried-Bonifacius“ (1886), und „Epische Bilder“ (1889), sowie der Prosadichtungen: „Erzählungen aus dem Schwarzwald“ (1878) und „Karl Martell, der große Majordomus“ (1880) (Biograph. Jahrbuch 5, 142).

Philipp *Huber*, geb. 6. August 1817 in Oflingen, gest. 9. August 1897 in Pforzheim, 1864—1887 Vorstand der Gewerbeschule in Pforzheim, u. a. Verfasser einer „Mechanik für Gewerbe- und Handwerkerschulen“ (1. Aufl. Stuttgart 1854) und eines „Katechismus der Mechanik“ (erschienen in der Sammlung illustrierter Katechismen von J. J. Weber in Leipzig), zwei Werken, welche verschiedene Auflagen erlebten (Vgl. A. Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim S. 557 f.).

Franz Joseph *Hutter*, geb. in Ravensburg 25. November 1840, seit 1868 Teilhaber der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg, Stadtverordneter, langjähriger Vorsitzender des Landeskomitees der kathol. Volkspartei, später des Zentralkomitees der bad. Zentrumspartei, gest. in Freiburg in der Nacht vom 28./29. Juli 1895.

Alexander *Jaeckle*, geb. 26. August 1834 in Freiburg, praktischer Arzt in Hornberg (Amt Triberg), gest. 14. Februar 1899. — Verfasser: Der Luftkurort Hornberg im badischen Schwarzwald, dessen Klima und Umgebung, nebst einem Abriß der ältesten Geschichte der Stadt. 2. Auflage. Hornberg (1893).

Maximilian Joseph Otmar *Jäger*, geb. 10. Oktober 1831 zu Freiburg, kathol. Pfarrer in Kirchzarten, gest. 24. Januar 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 97—102).

Rudolf *Intlekofer*, geb. 16. Juni 1847 in Donaueschingen als Sohn des Gymnasiallehrers Matthias Intlekofer (vgl. Bad. Biographien IV, 198 f.), verdienstvoller Anstaltsarzt der Heil- und Pflegeanstalt für epileptische Kinder in Kork, gest. daselbst 11. Januar 1894 (Ärztl. Mitteilungen 1894, 8).

Ludwig *Jung* (Abbé Jung), geb. 22. März 1812 zu Offendorf bei Straßburg, 1850—1858 Klosterpfarrer im Kloster zum heiligen Grab in Baden, gründete 1858 in Bruchsal ein Tochterkloster, das er bis zur Aufhebung im Jahre 1878 leitete, 1879 Pfarrer in Roth, 1880—1892 Benefiziumsverweser in Neusatzeck, gest. 5. Mai 1893. Verfasser zahlreicher asketischen, homiletischen und apologetischen Schriften, die zum Teil mehrere Auflagen erlebt haben (Freib. kathol. Kirchenblatt 1893, 345—350).

Rudolf *Jung*, Mechaniker, Erfinder der Mikrotome, gest. in Heidelberg 9. Dezember 1900 (Virchows Jahresbericht 1900, I, 335. — Chronik der Stadt Heidelberg f. 1900 S. 111).

Albert *Kamm*, ein älterer Bruder des Landgerichtspräsidenten Edmund Kamm (vgl. oben S. 365), geb. 23. November 1819 zu Wertheim, kathol. Pfarrer in Durlach, Hecklingen und Durbach, gest. 9. Dezember



1895 in Gengenbach (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 825—827).

Karl *Kamm*, Bruder des vorigen, geb. 30. Oktober 1817 zu Wertheim, 1838 Leutnant im Infanterieregiment Großherzog, 1868—1873 Bezirkskommandeur in Freiburg, 1870/71 gleichzeitig auch Etappenkommandant und Garnisonsältester, gest. als Oberst z. D. im August 1894 (Badisches Militärvereinsblatt 1894, 226. — Badischer Beobachter Nr. 188 vom 21. August 1894).

Camill *Kaufmann*, geb. 24. September 1832 in Lahr, evangel. Pfarrer in Gundelfingen, gest. 20. Oktober 1896 in Freiburg i. B. (Zur Erinnerung an Camill Kaufmann, Pfarrer in Gundelfingen. Lahr 1896).

Emil von *Keßler*, geb. 2. Februar 1841 in Karlsruhe, Dirigent der Eßlinger Maschinenfabrik, nationalliberales Reichstagsmitglied, gest. 16. Mai 1895 in Baden (Biographische Blätter 1, 470).

Johannes *Keßler*, geb. 1839 in Oggersheim, 1842—1900 Direktor der Mannheimer Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft, Mitglied der Rheinschifffahrtskommission, der Mannheimer Handelskammer u. s. w., Kommerzienrat, gest. 10. Juni 1900 (Chronik der Stadt Mannheim für 1900, S. 59).

Ida von *Kettner*, geb. 8. Dezember 1809 in Karlsruhe als Tochter des Generalmajors Freiherrn von Fischer, vermählt 1827 mit dem damaligen Forstmeister in Gernsbach, späteren Schloßhauptmann Franz von Kettner (gest. 1874), langjährige Präsidentin der Abteilung I (für Frauenbildungs- und Erwerbspflege) des Badischen Frauenvereins, gest. 6. Mai 1895 (Chronik der Stadt Karlsruhe f. 1895 S. 104 f. Blätter des Bad. Frauenvereins 1895 S. 93).

Landolin *Kiefer*, geb. 6. September 1833 zu Friesenheim, Kapitular zu Freiburg, gest. 22. März 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 201—203; 217—220).

August *Knapp*, geb. 15. August 1844 in Homburg v. d. H., 1875—1898 Mitglied des großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, großh. Kammersänger, gest. 25. Juli 1898 in Mannheim (Neuer Theateralmanach 10. Jahrg. S. 174 f.).

Franz Xaver *Knoblauch*, geb. 4. April 1804 in Konstanz, kathol. Pfarrer in Bühl, wo er sich um den Bau der neuen Kirche besondere Verdienste erwarb, gest. 23. Juni 1897 zu Konstanz (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 489—492, 512—516).

Georg *Köberle*, geb. 21. März 1819 in Nonnenhorn am Bodensee, dramatischer und dramaturgischer Schriftsteller, 1853—1856 Direktor des Theaters in Heidelberg, 1872/73 Generaldirektor des Hoftheaters zu Karlsruhe, gest. 7. Juni 1898 zu Dresden. Von seinen Schriften seien hier erwähnt: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reich" (1872), „Der Verfall der deutschen Schaubühne" (1886), „Das Drangsal der deutschen Schaubühne" (1890) und „Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirektor" (1874) (Neuer Theater-Almanach 10, 171 ff. — Biograph. Jahrbuch 3, 343).

Kaspar *Koch*, geb. 12. Januar 1824 zu St. Georgen bei Freiburg, kathol. Stadtpfarrer in Mannheim, Geistlicher Rat, gest. 29. Juni 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 473—478).

Karl August *Koch*, geb. 14. März 1825 in Karlsruhe, gest. als Oberstleutnant a. D. im Oktober 1897 in Heidelberg (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 395).

Georg Ignaz *Komp*, geb. 5. Juni 1828 in Hammelburg (Bayern), 1894 Bischof von Fulda, 21. März 1898 zum Erzbischof von Freiburg erwählt, starb auf der Reise dahin am 11. Mai 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 309—312. — Freib. Diözesan-Archiv, N. F. 1, 291 f.).

Friedrich *Krug*, geb. 1810 in Kassel, 1839—1885 Mitglied der Karlsruher Hofbühne als Bariton und Baßbuffo, seit 1853 als Chordirektor, Leiter der Karlsruher „Liederhalle", Komponist von Männerchören und einigen Opern („Die Marquise" 1843, „Meister Martin" 1845, „Nachtwächter" 1846), gest. als Hofmusikdirektor a. D. in Karlsruhe 29. Oktober 1892 (Neuer Theater-Almanach 5 (1894), 174).

Gustav *Künze*, geb. 19. Dezember 1852 in Außersihl (Zürich), kathol. Kurat von Epfenhofen und Pfarrverweser in Blumberg, gest. 5. Januar 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 103—106).

Vinzenz *Lachner* (vgl. Bad. Biogr. II, 1—3), gest. 22. Januar 1893 in Karlsruhe.

Leonhard *Laubis*, geb. 7. November 1810 in Langenbach (Amt Villingen), kathol. Geistlicher, 1847—1876 Mitglied des großh. Oberstudienrates und der großh. Oberschulkonferenz, bezw. (seit 1863) des Oberschulrates, gest. 14. Mai 1892 als Geh. Hofrat in Freiburg. Verfasser: Das badische Staatsexamen der Theologen. Freiburg 1879.

Richard *Lauer*, geb. 24. September 1848 in Neckarelz, kathol. Pfarrer in Ötigheim, gest. 5. Juni 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 391—395).

Hermann *Leichtlin*, geb. 25. August 1823 zu Mühlburg, Kaufmann und Stadtrat in Karlsruhe, gest. daselbst 10. Oktober 1896 (Bad. Presse 13. Oktober 1896. — Bad. Landeszeitung, 15. Oktober 1896).

Karl Polycarpus Graf zu *Leiningen*, geb. 18. Januar 1860 in Niederwalluf a. Rh., erbliches Mitglied der Ersten bad. Kammer, gest. 22. Januar 1899 auf Schloß Billigheim (Biogr. Jahrbuch 4, 157*).

Karl Wenzeslaus Graf zu *Leiningen-Billigheim (Guntersblum)*, Graf zu Dagsburg und Aspremont, geb. 7. März 1823 zu Heidelberg, großh. badischer Kammerherr und Hofmarschall a. D., gest. 23. Juli 1900 in Schloß Billigheim (Biogr. Jahrbuch 5, 104*).

Markus *Letzgus*, geb. 18. April 1826 in Dettingen (Württemberg), kathol. Pfarrer in Schwandorf und Grießen, gest. 18. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 186—188).

Eduard *Lobstein*, geb. 3. Dezember 1826 in Straßburg, gest. 30. September 1897 in Heidelberg, Arzt, vielfach literarisch tätig. Verfasser von „Joh. Friedrich Lobstein, sein Leben und Wirken" (1878), „J. F. Lobstein sen., ein Lehrer Goethes" (1880), „In Mußestunden" (Blütenlese elegischer und lyrischer Dichtungen, 1880) u. a. (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1897 S. 91. — Biograph. Jahrbuch 2, 87 f.).

Johann Georg *Lorenz*, geb. 1. Januar 1832 zu Bruchsal, kathol. Pfarrer in Neusatz, gest. 17. November 1898. Schriften: Kleines Gebet- und Gesangbuch. Karlsruhe (in 9 Auflagen erschienen). — Die Bruderschaft vom kostbaren Blute Jesu Christi. Mit 26 Betrachtungen. 1890. — Handschriftl. Pfarrchronik von Neusatz (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 771—773; 783—785. —

Freib. Diözesan-Archiv N. F. 1. 292. — Biogr. Jahrbuch 3, 230).

Fürstin Sophie zu *Löwenstein*, geb. 11. Juli 1837 als Prinzessin von und zu Liechtenstein, gest. 25. September 1899 auf Schloß Fischhorn im Pinzgau (Salzburg), seit 4. Mai 1863 Gattin des Fürsten Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, des Hauptes der katholischen Linie dieses Fürstenhauses (Biogr. Jahrbuch 4, 237).

Wilhelm *Ludwig*, geb. 26. März 1815 in Müllheim, wurde im Jahre 1848 als evangelischer Pfarrer in Rötteln von den Freischärlern gefangen genommen und mißhandelt, weil er in der Kirche das Gebet für den Großherzog nicht unterließ, gest. als Pfarrer in Nußbaum und Senior der badischen evangelischen Geistlichkeit am 15. November 1901 (Theologischer Jahresbericht 21, 1250).

Heinrich von *Marquardsen*, geb. 25. Oktober 1825 in Schleswig, Professor des Staatsrechts an der Universität Erlangen, gest. 30. November 1897 daselbst, war 1851—1861 Privatdozent und a. o. Professor in der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg (Biogr. Jahrbuch 2, 411—414).

Joseph *Matt*, geb. 26. Oktober 1830 in Oberprechthal, kathol. Pfarrer in Heinstetten, Petersthal und Fautenbach, gest. 23. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 117—122).

Otto *Mechling*, geb. 11. Januar 1869 in Schwetzingen, Lehramtspraktikant an der Höheren Bürgerschule in Schwetzingen. Verfasser eines Führers durch den Schwetzinger Schloßgarten (1897) und verschiedener Aufsätze zur Geschichte seiner Vaterstadt (erschienen im Jahrgang 1897 der Schwetzinger Zeitung), gest. 28. April 1898 (A. F. Maier in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 218).

Friedrich *Meyer* (Meyer von Waldeck), geb. 15. Mai 1824 in Arolsen, bad. Hofrat und russischer Kollegienrat, früher Lektor der deutschen Sprache und Literatur an der Petersburger Universität und langjähriger Hauptredakteur der Petersburger Deutschen Zeitung, 1882—1899 a. o. Professor der deutschen Literaturgeschichte, Mythologie und Poetik an der Universität Heidelberg, gest. 16. Mai 1899 in Heidelberg. Verfasser verschiedener Dichtungen und anderer Schriften, darunter „Goethes Märchendichtungen" (1879), „Rußland" (1884—1886), „Unter russischem Szepter" (1894) (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1899 S. 95f. — Biogr. Jahrbuch 4. 218f.).

Erwin von *Mohl*, geb. 2. Dezember 1839 zu Tübingen als Sohn Robert von Mohls (vgl. Bad. Biogr. III, 85—109), 1892—1894 Kommandeur der 14. Feldartilleriebrigade in Karlsruhe, gest. als Generalmajor z. D. 15. Oktober 1895 (Bad. Militärvereinsblatt 1895, 372).

Karl *Mohr*, geb. 3. Juni 1817 in Heidelberg, gest. 23. November 1897 ebenda, früher Teilhaber der Mohrschen Verlagsbuchhandlung und Stadtrat in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1897 S. 93. — Biographisches Jahrbuch 2, 212).

Fredegar *Mone*, geb. als Sohn des damaligen Professors, späteren Direktors des General-Landesarchivs, Franz Joseph Mone, in Löwen in Belgien am 12. April 1829, studierte in Tübingen, Heidelberg und Berlin, wurde am 20. Oktober 1851 als Lehramtspraktikant rezipiert, wurde 1853 Volontär am Gymnasium in Donaueschingen, habilitierte sich 1855 als Privatdozent

an der Universität Heidelberg, wo er bis 1858 Vorlesungen hielt. 1862 wurde Mone als Lehrer mit Staatsdienereigenschaft angestellt und erhielt 1863 den Charakter als Professor. Schon 1859 seinem Vater bei der Bearbeitung der „Quellensammlung der badischen Landesgeschichte" beigegeben, machte er im Interesse dieses Werkes mehrere Reisen nach Rom, wo er im vatikanischen Archiv arbeitete. 1868 wurde Mone Professor am Gymnasium in Rastatt, 1872 in den Ruhestand versetzt und 1876 aus dem Staatsdienst entlassen. Er starb in Karlsruhe am 8. April 1900. Seit 1854 bis an sein Lebensende war Mone vielfach literarisch tätig. Von seinen Schriften führen wir an: De libris palimpsestis 1854. Caji Plinii Secundi historiae naturalis codex rescriptus Veronensis 1855. Griechische Geschichte 1859. Bd. III. und IV. der Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. 1859—1868. Die bildenden Künste in Baden. Bd. 1, 14, 18, 19, 1883—97. Katalog der gräfl. Douglasschen Sammlung alter Glasgemälde 1897, Kritik der Wappen der Minnesinger aus Schwaben. Bemerkungen zu Detzels christlicher Ikonographie 1892—1898.

Salomon *Moos*, geb. 15. Juli 1831 zu Randegg, 1859 bis 1895 Privatdozent, außerordentlicher Professor und Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg, auch Direktor der Klinik für Ohrenkranke, gest. 15. Juli 1895 in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1895 S. 52).

Wilhelm *Morstadt*, geb. 18. März 1829 in Lahr, gest. 18. Juli 1893 in Karlsruhe, 1867—1878 Vertreter der Stadt Lahr im bad. Landtag, 1874—1878 Mitglied des deutschen Reichstags (Chronik der Stadt Karlsruhe f. 1893 S. 98).

Otto *Mühlhäußer*, geb. 14. Februar 1837 zu Feldberg bei Müllheim, Professor an der Realschule in Freiburg (1883—1895), gest. 4. Mai 1895 (Rebmann in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 161—163).

Karl *Müller*, geb. 26. Januar 1828 in Radolfzell, Apotheker daselbst, 1867—1876 Abgeordneter für Konstanz-Land im bad. Landtag, gest. als Privatmann 5. Dezember 1899 in Karlsruhe.

Lukas *Nadler*, geb. 18. Oktober 1817 zu Rust bei Ettenheim, kathol. Pfarrer in Neudorf (1852—1890), gest. 16. Juni 1891 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1891, 453 f.).

Wilhelm Freiherr *Neubronn von Eisenburg*, geb. 25. März 1815, gest. 15. Oktober 1895 in Karlsruhe, 1844—1882 Flügeladjutant und Generaladjutant Großherzog Friedrichs von Baden (Chronik d. Stadt Karlsruhe f. 1895 S. 106 f.).

Bernhard *Nillius*, geb. in Mainz 24. März 1810, 1867—1892 kathol. Pfarrer in Horn, gest. 18. August 1892 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1892, 584—588).

Ambros *Nürnberger*, geb. 9. April 1848 zu Oberwittstadt (Amt Tauberbischofsheim), Professor am Gymnasium zu Rastatt, gest. 17. Juni 1901 (Jahresbericht des Gymnasiums zu Rastatt 1900/01).

Hugo von *Obernitz*, geb. 16. April 1819 zu Bischofswerder in Westpreußen, 1879—1888 kommandierender General des XIV. Armeekorps in Karlsruhe, gest. 18. September 1901 zu Honnef am Rhein (Biogr. Jahrbuch 6, 313 f.).

Hermann *Oeffinger*, geb. 25. Juni 1842 in Donaueschingen, Bezirksarzt in Baden und Direktor des großherzogl.

Landesbades daselbst, Medizinalrat, gest. 16. Januar 1900 zu Baden (Karlsruher Zeitung, 2. Februar 1900).

Ernst *Pagenstecher*, geb. 30. Juni 1826 in Elberfeld, 1851—1871 Privatdozent und a. o. Professor für römisches Recht an der Universität Heidelberg, gest. 10. Februar 1901 in Heidelberg (Biogr. Jahrbuch 6, 190 f.).

Karl *Peter*, geb. am 5. September 1812 zu Karlsruhe, studierte evangelische Theologie in Halle und Heidelberg (1830—1834), wurde 1841 Vikar in Karlsruhe, wo er die Trauerfeier für die beim Brande des Hoftheaters Verunglückten (28. Februar 1847) entgegen den bestimmt ausgesprochenen Erwartungen des evangelischen Oberkirchenrats zu einer herben Strafpredigt benützte, die weithin unliebsames Aufsehen erregte und ihm einen Verweis seiner vorgesetzten Dienstbehörde zuzog. Noch im März 1847 zum Pfarrer in Schallbach ernannt, folgte er 1853 einem Rufe an das Basler Missionshaus als Reiseprediger und Mitarbeiter auf dem Sekretariat, trat jedoch 1863 wieder in den badischen Kirchendienst zurück und erhielt die Doppelpfarrei Spöck-Staffort, die er, seit 1890 mit dem Titel Kirchenrat, bis einige Wochen vor seinem Tode versah. P., „eine der edelsten Erscheinungen des süddeutschen, speziell des badischen Pietismus", starb am 26. August 1897 in Öschelbronn bei Pforzheim (Personalakten. — Zur Erinnerung an Kirchenrat Karl Peter. Karlsruhe 1897. — Mühlhäußer im Biogr. Jahrbuch 2, 383 f.).

Sebastian *Pfeiffer*, geb. 11. Juni 1812 in Hilsbach (Amtsbez. Sinsheim), kathol. Stadtpfarrer in Gerlachsheim und in Achern, gest. 9. April 1892 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1892, 305—308).

Franz Xaver *Pfirsig*, geb. 7. Januar 1810 in Freiburg, kathol. Pfarrer in Hausen an der Aach, Bohlingen und Ebersweier, gest. 24. Oktober 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 743—745).

Ernst *Platz*, Bruder von Philipp Platz (vgl. oben S. 592), geb. 17. Januar 1835 in Wertheim, Major a. D., Vorstand des Breisgau-Militärvereinsverbandes, gest. 20. März 1900 (Bad. Militärvereinsblatt 1900, 115).

Friedrich von *Porbeck*, geb. 11. Juli 1839 zu Karlsruhe, führte 1870/71 als Hauptmann die erste schwere Batterie des badischen Feldartillerieregiments bei der Belagerung von Straßburg, in den Gefechten bei Buthiers (22. Oktober), Dijon (30. Oktober), Brazey (5. Nov.), St. Jean de Losne (24. Nov.), Prenois (26. Nov.), Nuits (18. Dez.) und in der Schlacht an der Lisaine (15.—17. Januar) und erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse und das Ritterkreuz des Karl Friedrich Militärverdienstordens, gest. 29. November 1897 in Lichtental (Bad. Militärvereinsbl. 1897, 450).

Lucian *Reich*, geb. 26. Februar 1817 in Hüfingen, gest. ebenda 2. Juli 1900 (vgl. Bad. Biogr. IV, 334. — Biogr. Jahrbuch 5, 140—142).

Emil *Reichert*, geb. 21. März 1838 zu Durbach, Direktor der ehemaligen höheren Bürgerschule, jetzigen Realschule in Freiburg i. Br., gest. 4. Februar 1894. „Er war als Physiker und Chemiker in den Fachkreisen hoch angesehen. Neben der Bearbeitung der physikalischen Lehrbücher von Helmuth und Müller, deren spätere Auflagen ganz selbständige Arbeiten Reicherts sind, hat er eine ganze Reihe physikalischer und chemischer Arbeiten ausgeführt." (Rebmann in den Süd-

westdeutschen Schulblättern 1894, 114—116).

Robert *Reitzel*, geb. 27. Januar 1849 in Schopfheim, Redakteur in Detroit im Staate Michigan (Vereinigte Staaten von Nordamerika), Journalist und Dichter, gest. 31. März 1898 in Detroit (Biogr. Jahrbuch 3, 165—167).

Johann *Resch*, geb. 30. November 1828 zu Rastatt, kathol. Pfarrer zu Luttingen, gest. 23. Juli 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 533).

Bernhard *Riggenbach*, geb. 25. Oktober 1848 in Karlsruhe, a. o. Professor der Theologie an der Universität in Basel, gest. 2. März 1895 in Karlsruhe. Verfasser: J. Eberlin von Günzburg (1874), Armenwesen der Reformation (1883), Frauengestalten aus der Geschichte des Reiches Gottes (2. Auflage 1884), Predigten (2. Aufl. 1890), Die Wurzeln der Vergehen und Verbrechen (2. Aufl. 1890) u. a. (Biogr. Blätter 1, 474).

Heinrich Fidel Freiherr *Rinck von Baldenstein*, geb. 15. August 1829, Grundherr auf Neuershausen, eifriger Förderer der Zentrumssache und der katholischen Presse in Baden, gest. 1. August 1901 (Bad. Beobachter 1901 Nr. 176).

Heribert *Ritter*, geb. 30. Oktober 1843 in Dangstetten, Bezirksarzt in Offenburg, gest. daselbst 15. April 1901 (Ärztliche Mitteilungen 1901, 100).

Wilhelm Heinrich *Rochels*, geb. 18. Juni 1826 in Ederen (Regierungsbez. Aachen), kathol. Stadtpfarrer in Buchen, gest. 25. April 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 309—313).

Ferdinand Freiherr *Roeder von Diersburg*, geb. 24. Oktober 1812 zu Diersburg (Amt Offenburg), großh. Oberschloßhauptmann, ehemals Präsident des Landwirtschaftlichen Vereins des damaligen Mittelrheinkreises, verdienter Landwirt, gest. 28. März 1891 zu Diersburg (Karlsruher Zeitung, Beil. z. Nr. 117 vom 30. April 1891).

Augustin *Rohrer*, geb. 27. August 1840 zu St. Peter, kathol. Pfarrer in Weilersbach, gest. 15. Juli 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 542—544).

Karl von *Rotteck*, geb. 26. Dezember 1807 in Freiburg als Sohn Karl Wenzeslaus von Rottecks, des bekannten Historikers (vgl. Bad. Biogr. II, 211—217), lebte nach seiner Beteiligung am Aufstand in Baden 1849, als Farmer, Kaufmann und Journalist in Nordamerika, gest. März 1898 auf seiner Farm bei Woodstock in der Nähe von St. Louis (Illustr. Zeitung 110, 355).

Joseph *Ruzek*, 1873—1891 Kapellmeister am Hoftheater in Karlsruhe, gest. 57 Jahre alt am 17. Dezember 1891 in Genua (Almanach des Großh. Hoftheaters in Karlsruhe 1892).

August *Ruh*, geb. 26. Dezember 1841 zu Karlsruhe, gest. ebenda 4. Oktober 1898, Mitbegründer der Firma Junker und Ruh (1870), einer der bedeutendsten Fabriken auf dem Gebiete der Nähmaschinenindustrie.

Philipp *Ruppert*, geb. 20. Juli 1842 in Walldürn, 1876 Professor und Vorstand der Bürgerschule zu Gernsbach, 1877 der höheren Bürgerschule in Achern, 1880—1885 Professor am Gymnasium in Mannheim, 1885/86 am Gymnasium in Baden, 1886—1893 an demjenigen in Konstanz und 1893—1897 am Progymnasium in Durlach, gest. als Professor a. D. am 13. September 1900 in Freiburg i. Br. — Verfasser zahlreicher historischer Arbeiten, die als Materialiensammlungen teilweise nicht ohne Wert sind; darunter: „Ufgoviana I." (Gernsbach 1876), „Geschichte der Ortenau I."

(Achern 1878), „Kurze Geschichte der Stadt Achern" (Achern 1880), „Geschichte der Mortenau I. Teil" (Achern 1882), „Die Ruine Limburg und das Dorf Sasbach a. Rh." (Konstanz 1888), „Die vereinigten Stiftungen der Stadt Konstanz" (Konstanz o. J.), „Konstanzer Beiträge zur badischen Geschichte" (vom zweiten Heft an unter dem Titel „Konstanzer geschichtliche Beiträge"; 5 Hefte, Konstanz 1880—1899), „Die Chroniken der Stadt Konstanz" (Konstanz 1891).

Wilhelm *Sachs*, geb. 11. Dezember 1817 in Karlsruhe, großh. Hofstallmeister, gest. 2. April 1896 in Karlsruhe (Bad. Landeszeitung, 8. April 1896).

Otto von *Sallwürk*, geb. 1843 zu Sigmaringen, Professor an den Gymnasien in Bruchsal, Konstanz und Rastatt, gest. 23. April 1896. Verfasser: 1. Über Newtons Hydrodynamik, Konstanz 1877. 2. Beiträge zu einer elementaren Dynamik, Konstanz 1885 (A. Gockel in den Südwestdeutschen Schulblättern 1896, 239).

Lorenz *Sayer*, geb. 15. Juni 1821 zu St. Märgen, kathol. Stadtpfarrer in Meßkirch, gest. 17. November 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 785—791).

Hermann *Schapira*, geb. 16. August 1840 zu Erswilken bei Tauroggen, a. o. Professor der Mathematik an der Universität Heidelberg, auch gründlicher Kenner der hebräischen Geschichte und Literatur, gest. 8. Mai 1898 zu Köln (Biogr. Jahrbuch, 5, 54*).

Anton *Schele*, geb. 23. November 1823 zu Eglofs (württemberg. Oberamt Wangen), kathol. Pfarrer in Rast und in Gündlingen, gest. in Oberkirch 18. Juli 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 488 f.).

Richard *Schenkh*, geb. 18. April 1844 in Neckargemünd, Mitglied der großh. Domänendirektion, Geh. Finanzrat, gest. 1. April 1896 (Karlsruher Zeitung, 5. April 1896).

Karl Leopold Freiherr *Schilling von Canstatt*, geb. 28. Juli 1812, gest. als Oberst a. D. im November 1893 in Bamberg. — Verfasser von „Die Militäremeute in Baden" (1849), „Reitkunst und Pferdedressur" (1866), „Gedanken eines langjährigen Remonteabrichters zur preußischen Reitinstruktion" (1880) (Karlsruh. Zeitung Nr. 330 vom 30. November 1893).

Leopold Freiherr *Schilling von Canstatt*, geb. 8. Dezember 1838 in Karlsruhe, Major a. D., langjähriger Vorsitzender des Alb- und Pfinzgauverbandes des badischen Militärvereinsverbandes und erster Vorstand des Militärvereins Karlsruhe, gest. 24. März 1897 in Charlottenburg (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 198).

Heinrich Karl *Schmidt*, geb. 6. Dezember 1838 in Mannheim, 1859 Leutnant im 2. bad. Dragonerregiment Markgraf Max, 1893—1897 Kommandant des 3. bad. Gendarmeriedistrikts (Karlsruhe), 1897—1900 Kommandeur des großherzoglichen Gendarmeriekorps, Oberst, gest. 6. Dezember 1900 (Bad. Militärvereinsblatt 1900, 442).

Heinrich *Schmidt-Eberstein*, geb. 24. Oktober 1828 zu Graben, Landgerichtsdirektor in Mosbach, gest. daselbst 13. März 1894 (Karlsruher Zeitung, Beilage zu Nr. 81 vom 23. März 1894).

Konrad *Schmieder*, geb. 12. November 1859 zu Übelbach (Amt Wolfach), Historienmaler, gest. 5. Juli 1898 zu Mannheim (Biogr. Jahrbuch 3, 230).

Georg Hermann *Schmitt*, geb. 8. Januar 1852 in Heddesheim, Professor am Gymnasium in Freiburg, gest. 14. Dezember 1899 (Südwestdeutsche Schulblätter 1900, 25 f.).

Ludwig Anton *Schmitt*, Oberstleutnant a. D., Präsidialmitglied des badischen Militärvereinsverbandes, geb. 19. September 1834 zu Tauberbischofsheim, gest. 9. Juli 1896 zu Karlsruhe (Bad. Militärvereinsblatt 1896, 237f.).

Heinrich *Schneider*, geb. 1832 zu Breslau, seit 1877 Direktor des damaligen Progymnasiums in Pforzheim, für dessen Umwandlung in ein Vollgymnasium er mit Erfolg wirkte, gest. 11. April 1895 (Breidt in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 89f.).

Sophie Freifrau von *Schönau-Wehr*, geb. v. Gulat-Wellenburg, Witwe des Oberjägermeisters Rudolf von Schönau-Wehr (geb. 1. März 1809, gest. 13. März 1880), geb. 25. Februar 1826, Präsidentin der Abteilung III des Badischen Frauenvereins, gest. 15. August 1896 in Herrenalb (Blätter des Badischen Frauenvereins 1896, 227).

Karl *Schott*, geb. 7. August 1826 zu Mannheim, hervorragender deutsch-amerikanischer Meteorolog und Erdmagnetiker, gest. 31. August 1901 zu Washington (Biogr. Jahrbuch 6, 328. 94*).

Otto *Schrickel*, geb. 20. November 1832 in Karlsruhe, 1870/71 Regimentsarzt im badischen Leibgrenadierregiment, gest. 8. Juli 1897 als Oberstabsarzt a. D. und praktischer Arzt in Karlsruhe (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 287).

Waldemar von *Schröder*, geb. 6. September 1850 zu Dorpat, 1890—1898 Professor der Pharmakologie und Direktor des Pharmakologischen Instituts an der Universität Heidelberg, gest. zu Heidelberg am 28. Januar 1898 (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1898 S. 87. — Leopoldina 34, 58).

Wilhelm *Schubert*, geb. 16. Oktober 1813 in Lahr, Kaufmann daselbst, 1849 Zivilkommissär, 1863/64 Abgeordneter der Stadt Lahr in der Zweiten badischen Kammer, gest. 1. Mai 1893 in Freiburg (Bad. Presse 1893 Nr. 104).

Georg *Schweig*, geb. 29. Januar 1806 in Durlach, 1829 praktischer Arzt in Karlsruhe, 1849 Mitglied der Sanitätskommission, später des Obermedizinalrates, 1871—1884 Medizinalreferent beim Ministerium des Innern, wo ihm die Oberaufsicht über das Apothekerwesen des Landes übertragen war, auch Mitglied der Prüfungskommission für Ärzte und Apotheker für Chemie, Geh. Rat, gest. 2. November 1891 (Ärztl. Mitteilungen 1891, 173).

Georg *Sehringer*, geb. 2. September 1802 zu Niederweiler, 1833—1894 Diakon, Pfarrer und Dekan in Emmendingen, gest. daselbst als Kirchenrat 30. März 1894 (Badische Landpost vom 9. April 1894).

Karl *Seidenadel*, geb. 4. Januar 1829 in Weinheim, Professor am Progymnasium in Bruchsal und am Gymnasium in Rastatt (1878—1894), gest. 19. Juli 1894. — Verfasser einer Reihe wohlgelungener Übersetzungen griechischer Dichtungen, die meistens als Programmbeilagen erschienen (Simonides von Keos 1861; Kallinos, Tyrtaeos und Solon 1868; Orpheus' Argonautenzug 1873; Orpheus' Lithica 1873; Epigramme, Tisch- und Volkslieder 1892), einer Nachdichtung von 86 Psalmen („Psalmenklänge" Stuttgart 1886) u. s. w. (H. Breunig in den Südwestdeutschen Schulblättern 1894, 241f. — Karlsruher Zeitung 21. Oktober 1894).

Wilhelm Freiherr von *Seldeneck*, geb. 10. April 1850 in Bruchsal, Dr. jur.,

deutscher Ministerresident und Generalkonsul in Bangkok (Siam), gest. 2. September 1898 in der Heilanstalt Selabatoe bei Soekaboenni auf Java (Illustrierte Zeitung 111, 385).

Friedrich *Sevin*, geb. 10. August 1826 zu Kürzell, Gerichtsnotar in Kehl, gest. 10. April 1895 zu Karlsruhe. — Verfasser eines „Repertoriums zum Notariatsblatt" f. d. Großherzogtum Baden 1842—1861 (Freiburg 1862).

Ludwig *Sommer*, geb. 11. August 1836 in Schriesheim, Rektor der staatlichen Blindenerziehungsanstalt in Ilvesheim, gest. 26. April 1896 (Bad. Unterhaltungsblatt, 7. Mai 1896).

Hillel *Sondheimer*, geb. 10. Oktober 1840 in Eppingen, Bezirksrabbiner in Heidelberg und Konferenzrabbiner im großherzoglichen Oberrat der Israeliten, gest. 16. Juni 1899 in Heidelberg (J. Eschelbacher, Rede an der Bahre des verewigten Herrn Dr. Hillel Sondheimer (Frankfurt a. M. 1899). — Chronik der Stadt Heidelberg f. 1899 S. 96 f.).

Wilhelm *Spemann*, 1879—1885 Bürgermeister in Karlsruhe, während der Kriegsjahre 1870/71 an der Leitung der freiwilligen Krankenpflege beteiligt, wofür er mit dem Eisernen Kreuze am weißen Bande ausgezeichnet wurde, gest., 57 Jahre alt, 6. Dezember 1892 in Karlsruhe.

Alexander *Spiegel*, geb. 12. November 1828 zu Waibstadt, kathol. Pfarrer in Mosbach, gest. 17. Oktober 1894 in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 199—201).

Michael *Stang*, geb. 8. September 1839 in Tauberbischofsheim, kathol. Pfarrer in Östringen, gest. in Sölden 30. Juni 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 462—464).

Konrad *Steinhauer*, geb. 5. Juni 1856 zu Fulda, Professor an der Oberrealschule in Karlsruhe, gest. daselbst 29. Oktober 1895 (Heimburger in den Südwestdeutschen Schulblättern 13, 26).

Ludwig *Stocker*, geb. 1. März 1832 zu Weiler bei Sinsheim, gest. 13. Januar 1900 zu Mingolsheim, war von 1865 bis 1873 evangelischer Pfarrer in Boxberg; 1873 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt, wurde er in den Jahren 1874 bis 1881 weiterhin mit der Versehung verschiedener Pfarreien des Landes betraut. Er schrieb u. a. „Chronik von Schatthausen" (Heidelberg 1864), „Chronik der Familie von Gemmingen und ihrer Besitzungen" (3 Bände, Heidelberg und Heilbronn 1865—1881), „Chronik von Boxberg, Wölchingen, Schweigern, Bobstadt, Epplingen" (Heidelberg 1867), „Chronik von Angelthurn, Schillingstadt, Schwabhausen, Windischbuch, Sachsenflur" (Heidelberg 1870), „Die Burg Minneberg am Neckar" (Heilbronn 1877), „Schematismus der evang.-protest. Kirche im Großherzogtum Baden" (Heilbronn 1878), „Chronik von Münzesheim" (Heilbronn 1879), „Der Großherzoglich Badische Amtsbezirk Bruchsal" (Bruchsal 1883), „Die theologische Fakultät an der großherzoglich badischen Universität Heidelberg von 1386—1886" (Heilbronn 1886), „Chronik von Walldorf" (Bruchsal 1888), „Familienchronik der Freiherren von Gemmingen" (Heilbronn 1895).

Wilhelm *Stoeker*, geb. 30. März 1838 in Pfohren (Amt Donaueschingen), Direktor der Oberrealschule in Pforzheim, gest. 20. Februar 1901 daselbst (E. Unser in den Südwestdeutschen Schulblättern 1901, 108 ff. — Jahresbericht der Oberrealschule zu Pforzheim 1900/01).

Maximilian *Stoesser*, geb. 7. Oktober 1820 in Heidelberg, 1877—1890 Amts-

vorstand in Freiburg, gest. als Geh. Regierungsrat 16. Oktober 1894 in Freiburg (Karlsruher Zeitung Nr. 286 vom 18. Oktober 1894).

Roderich Wilhelm Freiherr von *Stotzingen*, geb. 1. Mai 1822 in Steißlingen (Amt Stockach), einer der Gründer der katholischen Volkspartei in Baden, 1851—1865 Abgeordneter des grundherrlichen Adels oberhalb der Murg in der Ersten Kammer des Bad. Landtags, hervorragender Landwirt, gest. 23. März 1893 in Steißlingen (Bad. Beobachter Nr. 72 vom 29. März 1893).

Otto *Strack*, geb. 31. August 1848 zu Oberrosbach (bei Friedberg in Oberhessen), Professor am Gymnasium in Karlsruhe, gest 26. Januar 1899 (P. Treutlein in den Südwestdeutschen Schulblättern 1899, 58—61).

Gustav *Straß*, geb. 16. November 1832 zu Allerheiligen bei Markdorf, Ratsschreiber in Meersburg, Forscher in der Kunsthistorie und auf dem Gebiete der Schulgeschichte, förderte auch eine größere Anzahl von Artefakten und Steinwerkzeugen aus der Pfahlbautenzeit in Haltnau bei Meersburg zutage, gest. 1. Februar 1901 zu Meersburg (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 30, XIV f.).

Meinrad *Sulger*, geb. 21. März 1842 zu Weildorf, kathol. Pfarrer in Deggenhausen, gest. 20. Februar 1898 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1898, 135—137).

Julius *Süpfle*, geb. 1829, gest. 6. Dezember 1899 in Karlsruhe, Rechtsanwalt, wurde seinerzeit bekannt, als er bei dem Attentat auf den späteren Kaiser Wilhelm I. in Lichtental bei Baden am 14. Juli 1861 die Festnahme des Attentäters Oskar Becker bewirkte.

Cella *Thoma*, geb. 14. April 1858 in München, Malerin, Gattin des Professors und Galeriedirektors Dr. Hans Thoma in Karlsruhe, gest. 23. November 1901 in Konstanz (Biogr. Jahrbuch 6, 118 f.).

Fanny *Trier*, gest. 22. April 1895 im 77. Lebensjahre, gründete 1873 in Karlsruhe ein Seminar für Lehrerinnen, das heutige Prinzessin-Wilhelmstift (Blätter des Badischen Frauenvereins 1895, 61 f.).

Karl Theodor *Ullmann*, geb. 9. März 1852 in Kammerswaldau in Schlesien, Professor an dem Gymnasium in Baden und Mannheim, sowie am Progymnasium in Donaueschingen, gest. 23. Mai 1893 (Bissinger in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 137 f.).

Friedrich *Vering*, geb. 9. März 1833 in Liesborn in Westfalen, 1857 bis 1875 Privatdozent und a. o. Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Heidelberg, Herausgeber des „Archivs für katholisches Kirchenrecht", gest. 30. März 1896 als Professor in Prag (Heiner im Archiv für katholisches Kirchenrecht 76 (1896), I—VII).

Heinrich *Vierordt*, geb. 4. Juni 1826, 1870/71 Etappenkommandant in Karlsruhe, gest. 6. Januar 1892 als Oberstleutnant a. D., Vater des Dichters Heinrich V. (Bad. Militärvereinsblatt 1892, 15).

Johann Nepomuk *Wagner*, geb. 19. Mai 1823 in Rastatt, kathol. Pfarrer in Wagenstatt, Bohlsbach und Kappelwindeck, gest. 20. Dezember 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 65—67).

Rudolf *Walter*, geb. 26. Dezember 1827 in Kronau, 1876 leitender Arzt und Direktor der Kreis- und Pflegeanstalt Hub, 1882 Direktor der Ir-

renanstalt zu Pforzheim, 1889 der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Geh. Rat, trat 1894 in den Ruhestand, gest. 27. Oktober 1898 zu Emmendingen (Ärztliche Mitteilungen 1899, 7).

Friedrich *Weber*, geb. 30. Dezember 1844 in Heidelberg als Sohn des Geschichtsschreibers Georg Weber, Redakteur der „Nationalliberalen Korrespondenz", gest. 19. Januar 1895 in Berlin (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1895 S. 48).

Joseph *Weber*, geb. 22. Oktober 1836 in Hagenau (Elsaß), kathol. Pfarrer in Schlierbach, gest. 20. Februar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 232 f.).

Karl Emil *Weber*, Bruder von Friedrich Weber, geb. 10. April 1843, Kaufmann und deutscher Vizekonsul in St. Petersburg (1867—1884), 1893—1898 Mitglied des deutschen Reichstags für den 12. bad. Wahlkreis (Heidelberg), 1895—1898 auch Mitglied der Zweiten Kammer des bad. Landtages für den 53. Wahlkreis Mosbach, gest. 3. September 1898 in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1898 S. 92).

Max *Weber*, geb. 24. August 1824 in Achern, schloß sich als Oberleutnant im 2. Infanterieregiment im Mai 1849 der Revolution in Baden an, kämpfte als Major u. a. bei Waghäusel und an der Murg, ging dann nach Amerika, wo er in New-York Inhaber eines Hotels wurde; am Unionskriege nahm er als Oberst und später als Brigadegeneral im Heere der Nordstaaten teil und fand verschiedenemal Gelegenheit, sich in hervorragendem Maße auszuzeichnen; gest. 15. Juni 1901 zu Brooklyn (Bad. Presse 1901 Nr. 152).

Stephan *Wehrle*, geb. 15. Dezember 1821 zu Bräunlingen, kathol. Stadtpfarrer in Löffingen, gest. 23. Juli 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 505—507).

Karl *Weiblen*, geb. 1. Januar 1862 in Schwäbisch-Gmünd, Lehrer für Ciselieren, Gravieren und Modellieren an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim, Professor, gest. 22. März 1900.

Leopold *Weiß*, geb. 7. Mai 1849 in Gießen, a. o. Professor der Augenheilkunde an der Universität Heidelberg und Augenarzt in Mannheim, gest. 2. Februar 1901 in Mannheim (Biogr. Jahrbuch 6, 115*).

Karl *Weizel*, geb. 7. April 1839 als Sohn des nachmaligen Staatsrats G. Weizel (vgl. Bad. Biogr. II., 438 f.), 1870/71 Premierleutnant und Adjutant des Artilleriekommandanten des XIV. Armeekorps, gest. 29. Dezember 1891 in Berlin als Oberst und Abteilungschef im Kriegsministerium (Bad. Militärvereinsblatt 1892, 26).

Franz Joseph *Wenzel*, geb. 27. Oktober 1839 zu Dittwar, kathol. Pfarrer in Hausen im Donautal, gest. 2. August 1895 zu Freiburg (Freib. kathol. Kirchenblatt 1895, 585—589).

Joseph Egon *Winzer*, geb. 20. Mai 1833 zu Stetten bei Lörrach, Professor am Gymnasium zu Mannheim, gest. daselbst 19. Januar 1894 (Karlsruher Zeitung vom 24. Januar 1894).

Hermann *Wirth*, geb. 23. Januar 1827 in Oberöwisheim, evangelischer Pfarrer in Keppenbach 1853—1858, in Haßmersheim 1858—1871, Stadtpfarrer in Eppingen 1871—1894, 1877 bis 1894 auch Dekan der Diözese Eppingen, gest. 25. August 1894 zu Eppingen. Als Chronist der Stadt Heidelberg (1865 bis 1875) gab er u. a. in den Jahren 1868 bis 1870 das „Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg" in drei Bänden

heraus, nachdem er schon früher eine „Geschichte des Marktfleckens Haßmersheim am Neckar" (Heidelberg 1862), eine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Eberbach am Neckar" (Eberbach 1864) und „Die Stadt Mosbach, historisch, topographisch und statistisch geschildert". Extraabdruck aus der „Badenia" (Heidelberg 1864) veröffentlicht hatte. Später schrieb er dann noch als Festgabe zur Einweihung der neuen evangelischen Stadtkirche in Eppingen (23. März 1879) eine „Kirchengeschichte der Stadt Eppingen" (Karlsruhe 1879).

Hugo *Wolf*, geb. 9. Dezember 1830 in Müllheim, Bezirksarzt in Mosbach, Geh. Hofrat, gest. 21. Juni 1900 in Mosbach (Ärztl. Mitteilungen 1900, 134. 139).

Max *Wolf*, geb. 4. März 1824 in Gissigheim (Amt Tauberbischofsheim), Professor am Gymnasium in Heidelberg, gest. daselbst 25. Dezember 1901 (Jahresbericht des Gymnasiums zu Heidelberg 1901—1902 S. 2 ff.).

August von *Würthenau*, geb. 16. April 1827 zu Donaueschingen, 1868 Ingenieur und mit der provisorischen Verwaltung der Eisenbahnbau-Inspektion Donaueschingen betraut, 1870—1873 bei der Eisenbahnbau-Inspektion Meßkirch, 1873—1877 Oberingenieur der Schweizerischen Zentralbahn in Basel, 1877 als Hilfsbeamter dem staatlichen Kommissär beim Bahnbau Durlach-Eppingen, Oberbaurat Max Becker (vgl. Bad. Biogr. IV, 13) beigegeben, 1878 Baurat und Kollegialmitglied der Generaldirektion der Großh. Staatseisenbahnen, 1884 Oberbaurat, 1886 Baudirektor und Vorstand der technischen Abteilung der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, gest. am 12. April 1892.

Heinrich *Zeroni*, geb. 24. Januar 1833 in Mannheim, prakt. Arzt daselbst, Medizinalrat, gest. 5. Oktober 1895 (Blätter des Bad. Frauenvereins 1895, 214).

Heinrich *Zimmern*, geb. 7. August 1825 in Heidelberg, gest. 21. Dezember 1896 in Graben, 1859—1896 evangelischer Pfarrer in Graben und 1881—1896 Dekan der Diözese Karlsruhe-Land (vgl. Zur Erinnerung an Heinrich Zimmern, Pfarrer und Dekan in Graben. Karlsruhe 1897).

Peter *Zureich*, geb. 17. Juni 1819 in Altenburg, kathol. Stadtpfarrer in Staufen, gest. 30. Dezember 1895 (Freib. kath. Kirchenbl. 1896, 81—85).

Berichtigungen und Nachträge.

Es ist zu lesen:

Seite 48 Zeile 5 v. u.: zu Straßburg und Halle.
„ 49 „ 3: 1875, statt 1886.
„ 146 „ 1: Christian Jakob Wilhelm Karl Eisenlohr.
„ 190 „ 11: Reise, statt Reife.
„ 191 „ 24: unverzinslich, statt verzinslich.
„ 515 „ 30: Die erste Anlage war schon unter dem Vorgänger Lauters erstellt worden, wurde aber von diesem wesentlich erweitert. Als ganz ausschließlich dem Genannten . . . . .

Seite 146 zu Christ. Jakob Wilh. Karl Eisenlohr vergleiche man den Nekrolog von Fr. Schultze in der Deutsch. Zeitschrift für Nervenheilkunde. Bd. IX, S. 466 ff.

Seite 369 ff. Zu Alexander Kaufmann vgl. den Nachruf von Hüffer in der Köln. Zeitung No. 398 vom 14. Mai 1893.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.


Stanford University Libraries
3 6105 013 418 582



